Der Zeitzeuge am Zeitfenster
Lebensbahnen

Ein Doppelporträt von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky und Anatol Fabulirowitsch Poet

Max Emanuel Strelitz

Musenverlag Neustrelitz, Weimar, Apolda

Kurzbeschreibung:

Die drei Herren Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky, Anatol Fabulirowitsch Poet und Max Emanuel Strelitz sind Zeugen ihrer Zeit an verschiedenen Zeitfenstern. Es verbindet sie zusammenhängend, dass Max Emanuel Strelitz eigentlich den Namen des Fotografen suchte, der das vermutlich letzte Lebendbild von Lew Nikolajewitsch Tolstoi auf dem Bahnof von Astopowo knipste. Dadurch bekam er Kennnis von einer Schrift mit dem Titel „Lebensbahnen“, in welcher der Publizist Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky das Leben des anderen Publizisten Anatol Fabulirowitsch Poet nachzeichnet. Daraufhin verfasste Max Emanuel Strelitz seinerseits eine Nachzeichnung des Lebens von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky. Die Nachzeichnung des Lebens von Anatol Fabulirowitsch Poet gab es ja schon. Zwischen den jeweiligen Zeitfenstern der Herren wehte immer die Zugluft der Phasen, in welcher keiner von den dreien amFenster stand und Zeuge der Zeitvorgänge wurde. Alle drei sind sich aber unabhängig voneinander einig in einem friedlichen, herzlichen, von Nächstenliebe erfülltem Menschenbild. Und wenn in der Darstellung etwas fehlt, dann liegt das vermutlich an der Zugluft, die auch mal ein paar Blätter Papier verweht hat.

Max Emanuel Strelitz
mail: hannes.nagel@das-flugblatt.de
„Der Zeitzeuge am Zeitfenster. Lebensbahnen“
Musenverlag, Neustrelitz, Weimar und Apolda 2020
Copyright: Hannes Nagel
Redaktion „Das Flugblatt“ & Musenverlag
Cover: Karin Nenitschka
2. Auflage 2021

Erster Teil:

Der Zeitzeuge am Zeitfenster.

(Danke an Bärbel)

von Max Emanuel Strelitz

Musenverlag, Neustrelitz, Weimar und Apolda, 2020

Abschnittsübersicht

Hufgetrappel in Lemberg	Seite 1
Zum Glück keine Sorgen	Seite 3
Tage im Juni 1844	Seite 5
Der Weberaufstand	Seite 6
Dejavue in Berlin	Seite 7
Schüsse, Tote, Barrikaden	Seite 10
Geschichte einer Lesebekanntschaft	Seite 17
Mörderische Kriege	Seite 19
Die Gemeinnützige Friedensgesellschaft	Seite 20
Der Rhein wird auch am Po verteidigt	Seite 21
Kontaktversuche zu Lew Tolstoi	Seite 22
Bismarck und das Zweite Reich	Seite 23
Der großspurige Kaiser Wilhelm	Seite 24
Lebensbahnen, Zeitfenster und Zeitzeugen	Seite 24
Das berühmteste Foto	Seite 25
Die Sternenlieder	Seite 26

Hufgetrappel in Lemberg

Der 21. Mai 1825 war ein unruhiger Tag in Lemberg. Jedenfalls nach Ansicht von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky, der gerade von Mutter, Hebamme und dem hinzugerufenen Hausarzt Dr. Adebar Segensreich gedrängt wurde, die ihm bekannte Ordnung der Dinge zu verlassen und ins Ungewisse aufzubrechen. Für Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky kam der Aufbruch sehr überraschend. Dabei hätte er ahnen oder erkennen können, dass sich eine Umwälzung der bestehenden Ordnung andeutete. Ständig spürte er von außerhalb der geordneten Welt etwas, was nach ihm zu greifen schien. Erstarrt hielt er jedesmal still. Das Unbekannte würde schon vergehen, wenn er sich nur lange genug bewegungslos verhielt. Aber das Unbekannte fühlte immer gründlicher nach Nikolaus von Lemberg Kolovratsky. Bis es in der Person von Dr. Adebar Segensreich zu Henriette von Lemberg-Kolovratsky sagte: „Gnädige Frau, ich schlage vor, die Geburt schon jetzt einzuleiten. Tuns wirs jetzt, haben wir eine Chance, den Stammhalter aufzupäppeln. Tun wirs nicht, geht ein potentieller Geist der Geschichte verloren.“ Henriette Baronin von Lemberg-Kolovratsky sagte ja. Dr. Adebar Segenseich und die Hebamme taten, was in ihrer Kunst stand, und so erblickte ein gestresster junger Mann mit unwirschem Blick das Licht der Welt.

Der unwirsche Blick wurde sein Erkennungsmerkmal. Alles Neue im Leben betrachtete der Knabe so lange unwirsch, bis er einen winzigen Anschein von Sinn erkennen konnte. Dann aber lächelte er sogar manchmal ziemlich schelmisch. Nur war es in seinem Leben so, dass der unwirsche Blick mangels der wenig erkennbaren Sinnhaftigkeit der Dinge öfter vorkam als das schelmische Lächeln. Der erste unwirsche Ausdruck ergab sich, als sie ihn an ein Fenster hielten, damit er die Welt draußen betrachten könne. Er aber nahm nur Hufgetrappel wahr. Militärische Reiterabteilungen zogen Richtung Westen, wo sie

zeitgenössischen Überlieferungen zufolge „Blümchen pflücken mit den Österreichern“ wollten. Als endlich Ruhe war, näherte sich Hufgetrappel in Richtung Osten, wo zeitgenössischen Überlieferungen zufolge die Hitzköpfe des Balkans miteinander mehr als nur Wirtshausschlägereien anzettelten.
Erst als die Hauptverkehrsachse durch Lemberg wieder frei vom Militärverkehr war, beruhigte sich Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky. Allerding hatte die Begegnung mit dem Militär am Tage seiner Geburt bewirkt, dass Tschingtara und Bums in Verbindung mit Militär und Uniformen ihn sein ganzes Leben lang beunruhigten. Wer ihn kannte, wusste den Grad der Unruhe aus dem unwirschen Blick von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky abzulesen. Aber das konnten nicht viele.
Es blieb dem jungen Mann aber stets die Sinnfrage als ständiger Begleiter. In allen seinen Lebensjahren von 1825 bis 1913 fragte er nach dem Sinn der Dinge, die ihm begegneten. Es waren teils historisch spannende und einfach nur militärisch schreckliche Ereignisse dabei: Der Aufstand der schlesischen Weber in Peterswaldau im Jahre 1844, eine bürgerliche Revolution in Deutschland im Jahre 1848, die Schlacht bei Solferino und die Gründung des Roten Kreuzes, diverse Kriege 1866 und 1871, wobei der von 1871 mit Bismarck als Kanzler ausging, sowie dann noch der unerträgliche Wilhelm der II, der 1892 dem preußischen Landtag mitteilte: *„Zu höherem sind wir noch berufen, und herrlichen Zeiten führe ich Euch entgegen“* und die sozialdemokratische Friedensbewegung in Europa.
Ausserdem machte Nikolaus von Lemberg-Koloratsky ein Foto von einem bärtigen dicklichen Mann mit hellwachen Augen und einem ebenso hellwachen Geist. Er hat erst sehr spät erfahren, wen er da fotografiert hatte.

Zum Glück keine Sorgen

Immerhin hatte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky Glück bei der Auswahl seiner Eltern gehabt. Sie hatten Zeit ihres Lebens in allen Handlungen Erfolg. Deshalb fehlten im Hause Lemberg-Kolovratsky nie die Mittel, die eine Familie für sich braucht. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky hatte noch zwei Brüder und eine Schwester. Er aber war der Erstgeborene. Wegen seines meist unwirschen Aussehens sprach der Vater, als der Junge 7 Jahre alt war: „Mein lieber Sohn, Du brauchst nicht unbedingt zur Schule zu gehen. Du bekommst die besten Hauslehrer, die wir Dir leisten können. Im Idealfall bekommst Du auf jedem Fachgebiet eine Koryphäe. Es sind sehr diskrete Lehrer. Sie können Dir ein Stück weit sogar Freunde ersetzen, die Du mit der Abschreckung Deines unwirschen Blickes nicht haben wirst.“ Der Vater konnte manchmal so dermaßen direkt sein. Unwirschen Blickes ging Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky in die Bibliothek, um sich mit Mathematik und Geometrie zu befassen. Das war im September 1832. Beim Hausmeister bekam der Junge mit, welche handwerklichen Fähigkeiten einer braucht, um sein Heim in Ordnung zu halten. Die Kaltmamsell wollte ihm Haushaltsführung, also den Umgang mit Geld, beibringen, aber das misslang. Die ganze Familie samt Personal schaute auf das schwarze Schaf, welches als einziges weder Geld zusammenhalten noch vermehren konnte. „Unter seiner Leitung würde auch in der Wüste bald Sandknappheit herrschen“, sagte der Vater. Der Vater konnte manchmal so dermaßen direkt sein.
Am Liebsten zeichnete Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky dreidimensionale Koordinatensysteme und Details von Baukonstruktionen. Nach ein paar Jahren gab es auf dem Gut der Familie von Lemberg-Kolovratsky keine Wand mehr, die Nikolaus nicht vermessen oder gezeichnet hatte. Vor seinen Aufmaßen blieb auch kein Schuppendach, kein Schornstein und keine

Abwasserleitung verschont. Einmal brachte er es fertig, auf den Mauerresten eines Türmchens aus früheren Zeiten einen Taubenschlag zu zeichnen. Von weitem sah der Taubenschlag aus wie eine Kaffeekanne. Eine Wendeltreppe führte außen entlang nach oben. Die Treppe sah von Ferne wie der Henkel der Kaffeekanne aus. Die Tülle war der Schornstein, und die Kaltsamsell sagte: „Da können wir unten einen Durchbruch zum alten Pferdestall machen und haben dann eine Herberge.“ Der Vater sagte: „Da sehen Sie, Minna, wozu auch ein Fantast wie mein Sohn gut ist.“ Denn der Vater konnte nicht nur ausgesprochen direkt sein, sondern auch loben, wo eine Leistung um Anerkennung bat. Mit dieser Äußerung hatte er aber gleich zwei gelobt: Die Mamsell für die Geschäftstüchtigkeit, mit der sie erkannte, wie aus einer genialen Idee ein realer kameralistischer Nutzen entstehen konnte, und den Sohn, weil seine Fantastereien immer auch ein paar Brauchbarkeitsanätze hatten. Man musste sie nur erkennen und Wege zur Umsetzung finden.

Ausser dreidimensionalen Koordinatensystemen und Konstruktionszeichnungen hatte Nikolaus schon ab acht ein gewisses Interesse für Biographien, Lebensbeschreibungen, philosophische Essays und Zeitungen nebst Sinnsprüchen und Erbauungsliteratur entwickelt. „Schöne Welt“, dachte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky und fühlte sich mächtig erfahren, wenn er Dinge hörte, die er gelesen hatte. Da kann ich mitreden, jubelte er innerlich. „Weltfremder junger Mann“, dachte der Vater und kam auf die Idee, den jungen Mann auf eine „Kleine Europareise“ zu schicken.

Tage im Juni 1844

Eine Woche nach seinem 19. Geburtstag waren Nikolaus von Lemberg-Kolovratskys sämtliche Sinne von seiner bevorstehenden ersten Reise besessen. Sie sollte von Lemberg über Krakow und Breslau erst nach Berlin gehen und dann von dort über Weimar-Frankfurt-Mailand-Tirol-Wien-Bratislava zurück nach Lemberg, wo Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky sicher viel zu erzählen haben würde. Der Vater hoffte, dass der Junge eine gewisse Weltfremdheit verlieren würde. Minna höffte, der jünge Mann würde seine Schüchternheit verlieren. Die Mutter hoffte, er würde sich nicht selbst verlieren. Nikolauas von Lemberg-Kolovratsky hoffe als vermutlich Einziger, etwas zu gewinnen. Am 21.Mai begann die Reise, und am 3. Juni geriet der junge Mann in der Kleinstadt Peterswaldau in einen sogenannten Schlamassel. Denn er wollte eigentlich weiter reisen, aber die Straße war voller Menschen. Menschenaufläufe hatte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky nicht erwartet. Sie erinnerten ihn immer an Militärparaden. Die blanke Erinnerung an eine solche versetzten den Sohn aus gutem Hause in Panik, und seine sensible Denkerstirn nahm sofort einen unwirschen Ausdruck an. Mit laut klopfenden Herzen wollte er wenigstens der Sache auf den Grund gehen. „Das sind die Weber“, rief ein Wachtmeister mit Säbel. „Machen Se zu, dass Sie weiter kommen“. Eine aufgeregt winkende Frau in einer Nebengasse lotste ihn in ein Gasthaus. „Weg kommen Sie heute hier sowieso nicht mehr, aber hier is Sicherheit“, sagte die Frau. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky versuchte sich an die Kaltmamsell zu Hause zu erinnern, aber vor seinem geistigen Auge entstand kein Bild. Darum ahnte er, dass sowohl der Weberauflauf als auch die Frau etwas Neues sein mussten, was er noch nie erfahren hatte. Da konnte man sich ja behutsam mit dem Neuen bekannt machen, wie

die Eichhörnchen, wenn sie neugierig die Gegend erkunden, immer bereit zu Rückzug und Flucht auf sicheres Terrain.

Der Weberaufstand

Als Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky wegen eines aus der Ferne hörbaren Gesangs das Fenster öffnete, um besser hören zu können, flog ein Pflasterstein an seiner Nase vorbei und polterte über den Holzfussboden. Obwohl der junge Mann das Fenster sofort wieder schloß, vernahm er ganz deutlich ein paar Verse.
Zuerst hörte es sich an wie:

„Hier im Ort ist das Gericht
viel schlimmer als die Feme...“

Dann wurde es genauer:

„Hier hilft kein betteln, hilft kein Flehn
umsonst sind alle Klagen.
Gefällts euch nicht, so könnt ihr gehn
am Hungertuche nagen.“

Dr Text erscholl wie ein Spottlied aus ca 30 geknechteten Kehlen. Dann riefen einige: „Zum Zwanziger.“ Die Bedeutung des Rufes konnte Nikolaus von Lemberg-Koloratsky nicht sofort ergründen. Es wird vielleicht ein Gasthaus sein, dachte der junge Mann zuversichtlich, denn in Gasthäusern bekam man meistens Informationen.
Die Wirtin erzürnte. „Also erstens“, sagte sie, „Essen könn Sie bei mir ooch, und zweitens handelt es sich um Ernst-Friedrich und August Zwanziger. Und daderhin wollnse gehen, um den Herren Wollfabrikanten und Rohwolleaufkäufern die Meinung zu geigen oder den Marsch zu blasen oder einen Widerhall in

den Ohren zu erzeugen.“

Da dankte der wissensdurstige Reisende der Wirtin für ihre Erläuterungen der kommunalen Arbeits-und Einkommenserhältnisse sowie der Personen, die an Minilöhnen, prekären Lebenslagen und fortgeschrittenem bitteren Elend Schuld hatten.

Am 5. Juni marschierte Miltär auf. Sie schossen zunächst vorsorglich in die Menge, wie oft und in jeder Zeit.

„Ihr Schurken all, Ihr Satansbrut“, flüsterte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky, weil ihm die Lage die Kehle zuschnürte. Er merkte gar nicht, dass er aus dem gestern gehörten Spottlied zitierte. Das war der Moment, in welchem ihm klar wurde, dass Träume von Kultur und Ästhetik immer an der harten Realität gesellschaftlicher Verhältnisse schrammen würden und er immer auch diese Schramm-Seite des Lebens erkennen würde. Aber er wußte nicht, ob er auch wie viele vor ihm und nach ihm auch ohne Antwoprt bleiben würde, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse kulturell und ästhetisch gestaltet werden könnten.

Nach dem 5.Juni konnte er seine Reise nach Berlin fortsetzen. Bereits bei der Ankunft kamen Leute auf ihn zu, die sich nach seinen Fähigkeiten erkundigten. Manche Anfragen befremdeten ihn, so dass sich seine Stirn in Falten legte. So unwirsch sah der Neuberliner aus, dass die meisten Abschlepper von Lohnarbeitern einen großen Bogen um Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky machten. In einer von Franz Duncker gegründeten Druckerei bekam der Mann mit dem unwirschen Gesicht Arbeit als Kontorgehilfe. Er fühlte sich dort sogar ganz wohl. Denn Militär, welches auf einem Blatt Papier vorüber ritt und dicke tat, machte ihn nicht so unwirsch wie echtes Nilitär mit Tschingtara und Bums.

Dejavue in Berlin

Im ersten Jahr in Berlin nutzte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky sein Zeichentalent, um Tabellen mit Lineal und Tinte auf Papierbögen darzustellen. In diese Tabellen trug der Meister alle seine geschäftlichen Ausgaben und die Namen der Auftraggeber und Aufträge ein. Die meisten Aufträge betrafen Manuskripte, die Mittels Satz und Bindung die Gestalt eines fertigen Buches annehmen sollten. In der Druckerei gab es drei Druckmaschinen. Für einfache Druckaufträge nutzten die Setzer eine amerikanische Stanhope-Druckerpresse aus dem Jahre 1820 und ein von Friedrich Koenig konstruiertes Modell mit dem schlichten Namen „Koenig und Bauer“ gab es den 1830 entwickelten Vorläufer der später berühmt gewordenen Druckerpresse „Boston Tiegel“ aus dem Jahre 1850. Den Vorläufer erfand wiederumn ein Amerikaner. Das Maschinchen hatte in der sich industrialisierenden Welt ab 1836 die Rolle ders Marktführers eingenommen. Der Nachfolger Boston Tiegel ist ein wuchtiges Stück Technik, die ein eigenes Fundament braucht, weil sie durch Vibrationen Tanzen und Hämmern würde. Daher sind Druckereien meist ebenerdig in ihren jeweiligen Gebäuden angeordnet. [1]

1846 sagte der Meister zum Kontorgehilfen: „Probieren Sie mal, Ihre Zeichnugnen auf Druckplatten zu bringen, dann können Sie hier als Grafiker arbeiten.“ Da aber stieß Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky an seine Grenzen. Es wollte ihm einfach nicht gelingen, Personenporträts auf Kupferplatten zu ritzen, um damit dann Kupferstiche aufs Papier zu bringen. Nach einem Jahr voller Anstrengungen sprach er 1847 zu Meister: „Ich hab mich sehr gequält mit den Personenporträts. Nun aber stelle ich fest, dass ich die Grenzen meiner Talente respektieren muss. Können Sie das auch?“ Der Meister fragte irritiert:

---

[1]Oder man wollte sich das Treppensteigen sparen - kann man wissen?

„Meine oder Ihre Grenzen?“ „Meine“, sagte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky und schaute betreten zu Boden, wo seine Fußspitze im Sand des Hofes ein Porträt skizziert hatte. „Aber das bin ja ich“, rief der Meister überrascht und ließ Gips herbei bringen. Den goß er in die Kontur des vom Fuße des Gehilfen struktuierten Porträts im Sande des Hofes der Druckerei Duncker in Berlin. Dieser Vorgang stellte den Beginn der kriminaltechnischen Spurensicherung mittes Gipsabdruck dar. [2]

Dann taumelte das Jahr 1848 heran. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky, mittlerweile 23 Jahre alt, spürte an den kürzer werdenden Abständen der unwirschen Faltenbildung auf seiner Stirn, dass etwas im Busch war. Hinzu kamen Gerüche von Holz. Bauholz war es nicht. Bauholz roch mehr nach Säge und Metal. Bauholz konnte auch nach Farbe, Mörtel oder Kalk riechen. Frisch geschlagenes Holz roch deutlich kieniger. Dieses hier roch alt. Nach Staub und Brandspuren roch es. „Es riecht wie vor vier Jahren in Peterswaldau“, erkannte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky. Aber er wußte nicht, wer hier gegen wen war. Es war nur zu spüren, dass die Sache diesmal nicht gegen zwei Brüder namens Zwanziger ging, sondern gleich die Person des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm des Vierten betraf. Das gehört sich doch nicht, dachte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky. Man kann doch nicht einfach in das Geschehen eingreifen, ohne zu wissen, was man tut. Nachher steht die Regierung Leuten gegenüber, die keine Ahnung vom Regieren und Verwalten haben, aber mit Forderungen auftreten, die dieser Pöbel selbst nicht hinsichtlich Erfüllbarkeit und Folgenabschätzung nicht überblickt. Mit einem Wort: Pöbel und Gesellschaftskritik sind nie konstruktiv. „Man muss doch erst

[2] Das weiß bloss keiner, weil weder Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky noch sein Meister viel Gewese gemacht hatten. Vielleicht war ihnen selbst auch die Tragweite ihrer Entdeckung nicht bewusst.

miteinander reden, was geht, bevor man Verantwortung auf jemanden wälzt, der möglichst weit weg von einem steht“. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky begann, die Suche nach dem Sinn ernsthaft zu betreiben. „Und wenn sich zeigt, dass eine Sinnfrage zehn Antwortmöglichkeiten enthält, dann ist der Sinn der Sache genau die Vielfalt der Antwortmöglichkeiten“. Der Gedanke bewegte ihn so sehr, dass er die ersten Notizen zu „Sinn und Sinnlich: Hat auch die Sinnlichkeit einen Sinn?“ aufschrieb.

Schüsse, Tote, Barrikaden

Über das Wetter vom 18. März 1848 ist weniger bekannt, als über den Wochentag. Nach älteren Kalenderaufzeichnungen handelte es sich um einen Samstag. Preußens König Friedrich-Wilhelm IV soll sich am Rande eines Nervenzusammenbruchs befunden haben.

Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky und König Friedrich-Wilhelm IVfühlten sich beide vom grollenden Zorn gestört.

„Was ist der Sinn davon?“, fragte sich Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky, der König hingegen fragte: „Was wollen die denn?“. „Die“ aber waren Leute aus dem Volk. Der König hatte immerhin gesehen, wie in Österreich de Herrn Klemenz Wenzel Lothar von Metternich weggefegt hatten, und der war Zeit seines Lebens ein glühender Anhänger der Pressezensur. Ideen zu beherrschen, indem er sie aus den Köpfen herausließ, aber auf dem Weg zur Verbreitung kanaliseren konnte, berauschte ihn. „Niemand soll was anderes denken, als der Metternich schon denkt“, hieß es in mündlichen Überlieferungen. Und auf das Mündliche hatte Metternich keinen Einfluss Friedrich Wilhelm wollte seiner Hinwegfegung zuvorkommen und lockerte seinerseits für Preussen die Pressefreiheit. Und dann mißverstand er die Lage: Aus purer Dankbarkeit wollten Drucker, Verleger und Zeitungsmacher ihrem Herrn Köbnig danken

und der sah nur Menschenmassen, die Richtung Stadtschloss strömten. Verängstigt ließ Friedrich Wilhelm auf die Leute schißen - gereizt wie Wespen durch umsichschlagende Kinderstiegen sie all auf die Barrikaden. „Dabei hätten sie doch bloß miteiander Reden müssen“. dachte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky. Am Ende eines Missverständnisse waren 300 Berliner tot. Der König stand auf dem Balkon und zog seinen Hut vor den Märzgefallenen.
Der einzige Berliner, mit dem Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky sprechen konnte, wär ein älterer Arbeiter in der Druckerei Duncker. „Junger Freund“, sagte der Druckerarbeiter und wischte sich mit einem kräftigen Schluck Druckerpils die Schwärze aus dem Gesicht. Dann räusperte er sich wegen der Kohlensäure. Mit der so erlangten Redefreiheit erklärte der Arbeiter:
„Junger Freund, in ganz Europa bahnt sich gerade etwas an. Man sieht es an die Wirtschaft. Die Arbeiter schuften für weniger Lohn länger denn je, aber selbst kleine bürgerliche Btriebe in sinken immer mehr von ihrer kleinen bürgerlichen Stufe herunter. Die Lage ist prekär. Zu denen, die schon unten sind, kommen immer mehr hinzu, die sich weiter oben nicht mehr halten können. Man kann diesen Trend nicht durch eine Revolution aufhalten. Denn die Revolution, also die Umwälzung der bekannten gesellschaftlichen Ordnung, das war und ist die schon seit Jahren laufende industrielle Revolution. Die wälzt Arbeitswelten um und sie wälzt die Welt der Fabrikbesitzer und Manufakturen um. Daher ist sie eine globale Revolution. Sie stellt alles auf den Kopf und wird zum Krieg treiben, weil das Kapital untereinander sich auch nicht Schwärze der Vertragstexte unter den Fingernägeln gönnt. Denn die Grundlage des rheinischen Kapitalismus ist das Privateigentum, aber die Geschäftsgrundlage des Manchesterkapitalismus ist der Raub. Daher spricht gerade - junger Freund, lauschen Sie mal, was

man so spricht, da macht ein Ausspruch des Generals von Willinsen die Runde: Der Rhein wird auch am Po verteidigt. Um den Rhein, oder den Rheinbund, geht es gar nicht. Sondern um Handelswege und Rohstofflieferungen, und damit um den Profit und den Platz an der Sonne. Glauben Sie mir, junger Freund, in diesem unserem 19 Jahhundert wird es noch Vorbereitungskriege um die europäische Führungsrolle geben, und dann im 20 Jahrhundert mindestens einen Großen Krieg. Darin wird Deutschland entweder Sieger sein, oder solange Revanche fordern, bis der Führungsanspruch in Europa nach Deutschlands Vorstellungen geklärt ist.“ [3]

Sehr, sehr unwirsch sah Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky nach dem Gespräch mit dem älteren Druckereiarbeiter aus. Er kaufte noch ein Ries Papier zu 80 Bogen und notierte, was er hörte und dachte. Draußen trappelte die Polizei Friedrich Wilhelms durch die Straßen, um wie weiland Metternich aufrührerische Gedanken zu kanalisieren wie Wasserbauingenieure, die einen freien Wildbach in ein enges, auf reinen Profit zielendes Korsett zwängen. Auf die Idee, dass Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky einer von denen sein könnte, kamen sie nicht, weil der sich selbst nicht als subversiv einschätzte und sich nicht bewußt war, beruflich die Dissidentenlaufbahn eingeschlagen zu haben. Er konnte doch gar kein Dissident sein. er machte sich doch nur Notizen, die noch nicht mal für eine Chronik taugten, weil sie nur Tagesbemerkungen waren. Aber zum Teil waren es langfristige Fragen auf dem Weg zur Sinnantwort.

Ist es möglich, dass immer erst die Nachgeborenen eine Zeit erklären können?

---

[3] 1859 veröffentlichte Friedrich Engels bei Franz Duncker in Berlin die Broschüre „Der Rhein wird auch am Po verteidigt“. Die Parallelen sind bemerkenswert: Erstens stammt die Formulierung von einem General von Willisen, der zugleich auch Deutschland als Großmacht in Europa betrachtet. Es ist schwer, hier nicht an Peter Struck zu denken, der als Verteidigungsminister sagte: Deutschland wird auch am Hindukusch verteidigt, und an Gerneralinspekteur Klaus Naumann, der Deutschland 1991 als „Kontinentale Mittelmacht mit weltweiten Interessen“ bezeichnete

Dann könnten die, die mitten drin stecken, nie wissen, was sie tun.
Dann wäre aber auch jeder spätere Schnösel kompetent dafür, einem erfahrenen Zeitzeugen zu erklären, was der erlebt hat. Überheblicher Jungkommissar tritt anmaßend gegenüber Zeitzeugen auf.
Ist es ferner möglich, die Anzahl geschichtlicher Ereignisse, an denen ein Mensch als Zeitzeuge teilnimmt, zu bestimmen? Kommt Geschichte in einem Menschen also eher selten vor wie ein Kugelblitz oder ein Jahrhundertphänomen aus der Astronomie?
Oder ist alles im Leben Teil der Geschichte? Wenn alles im Leben Geschichte ist, ist das Buch der Geschichte zu dünn und es wird eine Menge unterschlagen.
Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky fror plötzlich. Nach mehreren Heißgetränken wurde ihm sehr warm. Er sehnte sich nach Hause. Weit weg von industrieller Revolution, die sowieso nur Sachbeschädigung und Körperverletzung hervorbrachte, wie jede Revolution, wenn sich das Alte gegen sie verteidigt. „Wenn wir bis dahin weder industrialisiert nach prekarisiert sind, können Sie gerne wieder kommen“, sagte die Druckerei mit herzlichem Handschlag zum Abschied.

Während der Rückkehr auf das Gut seiner Eltern trank er weiterhin sehr viele Heißgetränke gegen die Kälte in seinem Körper.
Mit sehr unwirschem Blick und innerlich glühend trat Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky Ostern 1848 am 24. April in die Diele des Landhauses. „Wie war deine Reise, was hast Du erlebt?“, bestürmte ihn der Vater, und die Mutter sagte: „Schön, dass Du wieder da bist. Ach Gottchen, man hört ja soviel“. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky erzählte davon, dass er zwei Ereignisse erlebt hatte, die Teil der europäischen Geschichte

waren. Das eine Ereignis war der Aufstand der schlesischen Weber von 1844. „Aber warum schlägt man schwer arbeitende Menschen halb bis ganz tot, die Wolle weben, aus dem nachher Mäntel, Hosen, sogar Hüte werden?“, sagte der Reiserückkehrer. Er nahm an, die Eltern würde es interessieren, welche Erfahrungen er mit sozialen Spannungen gemacht hatte. „Warum gehst du auch zu so etwas hin? Da hält man sich fern, dann muss man sich auch nicht so fertig machen“, sagte die Mutter mit einem unbegreiflich vorwurfsvollen, beinahe enttäuschtem Ton in der Stimme. „Und die Pressefreiheit, Bücher“, begann Nikolaus von Lemberg-Kolovratrsky zu schwärmen, aber auch hier verfinsterte die Erinnerung an die Gewalt zum Erhält königlicher Macht wieder die Stirn des Reiserückkehrers, worauf er wieder seinen unwirschen Gesichtsausdruck bekam. „Und dann war da noch die Druckerei da hab ich gelernt dann war wieder Schießerei - ach , es töten wohl nur die Waffen nicht, die es nicht gibt.“ Dann hörte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky nur noch ein Rauschen. Irgendwer benutzte noch mal laut und akustisch verständlich die Formulierung „gottgewollte Ordnung“, und dann dunkelte es um ihn herum. Beim Hellwerden bemerkte er, dass er horizontal auf frischem Linnen lag. „Na endlich machen Sie wieder die Augen auf, junger Herr“, sagte die Kaltmamsell. „Und Lächeln kann er auch“, ergänzte sie. Der junge Herr fragte: „Minna, haben Sie ein Kaltgetränk für mich?“

„Holunder-Zitronen-Limonade hab ich. Es prickelt, weil sich die Holunderbeeren veranlasst sahen, ein wenig zu gären.“

„Was lang gärt, wird gut“, sagte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky, bevor es wieder dunkel wurde.

„Der bekommt erst einen starken Kaffee, wenn er wieder aufwacht“, sagte Minna. Sie zupfte dem jungen Herrn die Bettdecke zurecht und verließ sanft schwebend das Gemach.

Der Vater aber sagte: „Dr. Adebar Segensreich soll mal was zur Fiebersenkung verordnen“. Dr. Adebar Segensreich sagte: „Die Kaltmamsell soll mal Kräutertee kochen und Hühnersuppe.“
Die Kaltmamsell sagte: „Das wäre die Aufgabe der Köchin“.
Der Junge Herr fragte: „Minna, haben Sie noch eine Limonade?“
Damit war die Arbeitsbesprechung beendet, und nach wohltuender fiebersenkender Versorgung erhob sich der junge Herr erfrischt, dankte Minna und beschloss eine Verkündigung zu machen. Es war Pfingsten, der 2.Juni 1848, und zwischen Frühstück und familieninterner Pfingstandacht sprach Nikolaus von Lemberg-Kolovratky zu seinen Eltern und im Beisein der Geschwister, des Dr. Adebar Segensreich und der Kaltmamsell, die für die Versorgung mit heißem Kaffee und dem Servieren von Gebäck und Häppchen zuständig war, über seine gewünschte weiteren Tätigkeiten.
„Ich möchte zur Sortierung meiner Wissensprovinzen Büroorganisation, Buchhaltung, Verwaltung und Fremde Gewerke kennenlernen.“ Der Vater nickte. Fremde Gewerke waren die, die er auf dem Gut von außerhalb einkaufen musste. Der Sohn verstand darunter die jeweiligen Methoden, mit denen Fachleute aus anderen Bereichen des Wissens vorgingen. Vielleicht würde es sogar Überschneidungen geben dachte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky. Dann ließe sich Geometrie mit Philosophie in der Weise verbinden, dass die schweren Texte der Philosophen mit anschaulichen Zeichnungen erklärbar würden. „Ich habe zwei Revolten erlebt und weiß daher, das alles im Leben Geschichte ist. Wie sie abläuft, bestimmten die Mächtigen und die Unwägbarkeiten. Uns bleibt dann, die Vorgänge als Chronisten zu dokumentieren, damit spätere Historiker unser Datenmaterial auswerten können. Ich würde gerne als Beobachter durch Europa ziehen und meinen Lebensunterhalt in den Druckereinen erwerben, durch die ich komme.“ „Dann kommst Du aber nicht los von der Bedrängnis durch die Macht, die den Gang der

Geschichte bestimmt, zum Beispiel durch Zensur“, sagte der Vater. „Stimmt, aber ich kann ein Teil der Unwägbarkeiten werden, die keine Macht der Welt vollständig beherrschen kann, zum Beispiel als Dissident im Gewand eines Chronisten der neuen wirtschaftlichen Entwicklung“. „Minna, machen Sie noch einen Tee für den Herrn, ich glaube das Fieber kommt zurück“, sagte die besorgte Mutter. „Sehr wohl, gnädige Frau“, sagte Minna. „Ich bitte lieber um eine Holunderlimonade“, sagte der junge Herr zu Minna. Auf seiner Stirn geschah ein Wunder. Je länger er Minna betrachtete, desto glatter wurde die Stirn, Die Falten krümmtem sich anmutig und formten sich zu einem Herzen. Nikolaus lächelte. „Ein Ziel, aufs Innigste zu wünschen“, sagte er halblaut. „Danke, Junger Herr“, ginste Minna und entschwand in die Küche. Der Vater fragte: „Meinst du die Limo, Minna oder deine Berufswünsche?“ Denn auch er konnte, genau wie sein Sohn, zuweilen sehr begriffsstutzig sein. „Wahrscheinlich alles“, murmelte der junge Herr, riss sich dann zusammen und sagte: „Was die Entwicklung angeht: Sie bauen Wege und Verkehrsmittel, die mit Dampf rollen statt von Pferden gezogen zu werden. Und überall, wo Dampfwagen rollen, gibt es Flüsse, wird gehämmert, gebaut, geschmiedet und gegossen, und überall lungert Militär an diesen neuartig eingerichteten Handelswegen herum. Und darum will ich nun durch Europa ziehen als wandernder Chronist, Dokumentarist und Augenzeuge des Zeitgeschehens“ Dankend nahm er der inzwischen ins Zimmer zurück gekehrten Kaltmamsell die prickelnde Holunderlimonade ab und stürzte sie in einem Zug herunter. Die Kaltmamsell sagte: „Dann werd ich dem jungen Herrn mal seine Koffer packen.“ „Legen Sie ein Bild von sich bei“, sagte der junge Herr, „damit ich auch Sie nicht vergesse.“
„Der arme Junge“, seufzte die Mutter.

Geschichte einer Lesebekanntschaft

Drei Jahre nach der Geburt von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky erblickte in der französischen Stadt Nantes ein Kind das Licht der Welt, welches Jules Gabriel Verne hieß. Der Junge bekam seine schulische Ausbildung in privaten Lehranstalten. 1846 begann er im Alter von 26 Jahren ein Jurastudium. Es erging ihm wie vielen Paragraphenlehrlingen: Er fand nicht so richtig den Gefallen an dem drögen Stoff, wusste aber intuitiv, dass er von Nutzen sein könnte. Der Rest war eine Abwägungssache zwischen Neigung und innerem Schweinehund. Bei Jules Verne setzte sich nach und nach die Neigung durch, nämlich die Neigung zu Theater und Fantasterei. Der junge Mann schrieb wie ein Schwimmer im Meer, der weiß, er muss weiter schwimmen, weil das Wasser zu tief ist, um festen Boden unter die Füße zu bekommen und sich vom Schwimmen kurz zu erholen. Ab 1851 nahmen literarische Zeitschriften mehrfach Arbeiten von Jules Verne an. Verne war zum Beginn seiner Erfolgsphase 31 Jahre alt. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky war 26. Die Zeitung, in der Jules Verne Erzählungen publizierte, hiess *„Magazin Illustre' d' Education et de re'cre'ation“* [Illustierte für Erziehung und Erholung.] Die Zeitung wurde von dem Verleger Pierre-Jules Hetzel heraus gegeben. Nikolaus von Lemberg -Kolvratsky las die Erzählungen des unwesentlich Älteren mit rotglühenden Wangen und ärgerte sich, weil er der eigentlichen Zielgruppe: der Jugend - schon längst entwachsen war wie den Knickerbockern seiner Kindheit. Diese Art von Wadenlangen Hosen bekamen den Namen Knickerbocker im Jahre 1809 in den USA. Ein Schriftsteller namens Washington Irving nutzte in einer historischen Abhandlung über New York das Pseudonym Dietrich Knickerbocker. Weil es aber auch Abbildungen von Goethe in Knickerbockern - und mit Schnallenschuhen - gibt, muss die

erste Knickerbocker egal unter welchem anderen Namen schon früher hergestellt worden sein. Als aber Jules Verne sagte *„Ich habe endlich die Idee gehabt. Ich werde einen völlig neuen Romantyp schreiben“*: da erkannte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky, dass es gut sei, wenn einer über den wissenschaftlich-technischen Zeitgeist und dessen Fortschritt schreibt und der andere über den geistig-kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklungsstand. Das war 1863, als der erste Roman mit em Titel „Fünf Wochen im Ballon“ erschien. Jules Verne war 35 Jahre alt; Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky gerade 38. An dieser Stelle machte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky tiefere Bekanntschaft mit dem Werk des 16 Jahre zuvor verstorbenen Berufskollegen Anatol Fabulirowitsch Poet. Der Berufskollege hatte ein Manuskript von Friedrich Schiller mit dem Text einer Antrittsrede für eine Geschichtsprofessur in Jena in seinem Archiv aufbewahrt und an anderer Stelle einen Hinweis darauf. Berufskollege Poet hatte demnach mal Friedrich Schiller im Theater gesehen zur Premiere von „Wallensteins LAger“. Mit Schiller und Poet kam auch Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky ähnlich wie Jules Verne *„endlich auf eine neuartige Idee der Geschichtsbetrachtung“*. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky begann an einem Friedenslehrplan zu schreiben, um aus der Geschichte zu lernen. Besonders wichtig zu lernen war, wie die Prophezeiung der *„Schwerter zu Pflugscharen; niemand wird mehr lernen, Waffen gegen einen anderen zu führen“* erfüllt werden könnte. Denn nur Waffen, die es nicht gibt, töten nicht. Alle andern morden.

-19-

Mörderische Kriege

Am 8. Mai 1828 hatte sich das Zeitfenster eines anderen jungen Mannes geöffnet. Der Mann hieß Henry Dunant. Zwischen dem 24, und 26. Juni 1859 befand sich Henry Dunant zwischen Paris und Zürich auf einer Geschäftsreise. Die Unwägnarkeiten der Geschichte: Wetter, Straßenzustand, ungeplante Reisestopps - brachten es zustande, dass Dunant bei Solferino Zeuge einer brutalen Kriegsmetzelei zwischen Frankreich und Italien einerseits und den Österreichern andererseits wurde. *„Es ist ein Gemetzel wilder wütender Tiere. Wer keine Waffe mehr hat, fasst seinen Gegner an der Gurgel und zerfleischt ihn mit den Zähnen“,* schrieb Henry Dunant, als er wieder fähig war, das Erlebte in klare Gedanken zu fassen. Die Broschüre hieß „Erinnerungen an Solferino“. Ihr Erstdruck erschien 1862 bei Jules-Guillaume Fick in Genf. Dunant schrieb:
„Wie wiele dieser Leute waren schon mit dem 20. Lebensjahre zum Menschenmord gezwungen.“

„Während einer Schlacht pflegt man ein rotes Fahnentuch auf einer Anhöhe aufzustecken, um den Verbandsplatz für die Verwundeten und die Feldlazarette der im Kampf stehenden Regimenter zu bezeichnen und durch ein stillschweigendes Übereinkommen wird nach diesen Punkten nicht geschossen.“

„An vielen Stellen werden die Toten von den Dieben völlig entkleidet, die selbst die Verwundeten, bei vollem Bewusstsein, nichtr verschonten. Besonders hatten es die lombardischen Bauern auf die Fußbekleidungen abgesehen, die sie den Verwundeten unbarmherzig von den geschwollenen Füßen rissen.“

Das alles beobachtete Henry Dunant zwischen dem 24. und dem

26. Juni 1859 in Solferino. Dunant schrieb außerdem, dass die ausführliche Darstellung der Gräuel den Sinn hatte, die handlungsorientierenden Schlussfolgerungen über die Wirkung der starken Bilder verständlich zu machen. An die Gemeinnützige Friedensgesellschaft Genf schrieb er: *„Wäre es möglich, freiwillige Hilfsgesellschaften zu gründen, deren Zweck ist, die Verwundeten in Kriegszeiten zu pflegen oder pflegen zu lassen?“*

Es dauerte noch bis zum 22.8.1864. Dann war die internationale Gesellschaft vom Roten Kreuz entstanden. Die Satzung der Rot-Kreuz-Organisation ist als Genfer Konvention [4] bekannt geworden. 12 Staaten unterzeichneten das Gründungsdoument, welches in der Zeituzng „Journal“ der Brüder Goncourt veröffentlicht wurde. [5]

Die Gemeinnützige Friedensgesellschaft in Genf

Die Anfrage und die Broschüre von Henry Dunant beeindruckten die Gemmeinnützige Friedensgesellschaft in Genf sofort. Sie stimmte der geplanten Organisation zu. Man kann wohl sagen, dass dies die ersten NGOs der Weltgeschichte waren. Ihr Sitz befand sich in der Rue Neuve du Manege. Sie bestand im Wesentlichen aus den Persönlickeiten des Juristen Gustave Moynier, des Generals Guillaume-Henri Dufour und der beiden Ärzte Louis Appa und Theodor Maunior. Ihren Sitz hatte das Rote Kreuz ab 1864 in der Rue de Puits Saint Pierre Nummer 14. Das war der Moment, in dem Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky Meister Jules-Guillaume Fick fragte, ob er ihn seiner Druckerei beschäftigen könne. Zugleich fragte er beim Roten

---

[4]Die Genfer Konvention von 1864 war die erste völkerechtliche Vereinbarung für verbindliche Regelungen im Krieg. Wie die Folgezeit bis hinein in die Gegenwart beweist, konnte sie einiges lindern, aber keinen Krieg verhindern. Und immer wieder ist der Haben-Zank um Handelswege und Rohstofflieferungen Hauptursache aller Kriege.

[5]Diese Dastellung folgt der Publikation „Rot-Kreuz-Spaziergang“ des Bayrischen Jugend-Rotkreuzes, www.jrk-bayern.de, September 2016

Kreuz an, ob sie ihn in irgendeiner Form als Freiwilligen gebrauchen könnten.
Keiner der beiden Angeschriebenen antwortete. Unwirsche Furchen erschienen auf der Stirn von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky.

„Der Rhein wird auch am Po verteidigt“

Das Jahr 1859 war nicht nur durch die Schlacht von Solferinoi traumatisch für Soldaten und Zivilisten in Europa. Der Militärtheoretiker Friedrich Engels machte im März 1859 ein politisches Schlagwort zum Titel seiner bei dem Berliner Drucker Franz Duncker erschienen Broschüre „Der Rhein wird auch am Po verteidigt“. Darin wird Louis-Napoleon III unterstellt, seine Kriege in Italien hätten eigentlich den Rhein zum Ziel. Argwöhnisch und mit zunehmend aggressivem verbalpropagandistischem Säbelrasseln reagierten die „Hüter des Stromes“, wie sich die Nationaldeutschen in dem Lied „Die Wacht am Rhein“ selber nannten.[6]
Engels kümmerte sich weniger um die Hüter des Stromes als um die Herkunft der geflügelten Politiklosdung von der Verteidigung des Rheines am Po und ordnet den Spruch urheberschaftlich dem preußischen Generalmajor Karl Wilhelm von Willisen aus dem Italienkrieg von 1848/49 zu.
Beinahe zeitgleich mit dem Erscheinen vo Dunants Erinnerungen

---

[6] „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein, wer will des Stromes Hüter sein? Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein“. Bei Herrn Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky nahm das unwirsche Runzeln der Stirn bedenkliche Ausmaße an. Der Hamburger Verlag Kramer nahm dieses Lied 1888 posthum in die von Johann Gottfried Herder 1778 herausgebene Liedersamlung „Lieder aller Völker und Zeiten“ auf. Ohne den Verlag Kramer hätte „Die Wacht am Rhein“ vielleicht die Gnade des frühen Vergessens erfahren und die Kanonen des Ersten Weltkrieges wären mangels Futter verhungert.

an Solferino und der Unterzeichnung der ersten Genfer Konvention erschien in Russland ein Buch von Graf Lew Nikokolajewitsch Tolstoi. Auch dieses Buch befasst sich mit Krieg. Aber auch mit Frieden. Daher heißt es auch „Krieg und Frieden“. Graf Tolstoi packt darin das gesamte Wissen seiner Zeit um die Beschädigungen von Seelen durch Krieg und die Fürsorge von Seelen durch den Frieden zusammen. Erfundene Personen und reale Gestalten der Geschichte treffen darin aufeinander. Aber der Gang der Geschichte, inbesondere des in “Krieg und Frieden“ behandelten Zeitabschnittes von Napoleons Rußlandfeldzug 1812, den beeinflussten dann doch die realen Gestalten der Geschichte in Verbindung mit den Imponderabilien der Weltgeschichte, die immer noch soviel Wörtchen mitzureden haben, dass andere daraus vorzügliche Literatur weben können.

Kontaktversuche zu Tolstoi

Wegen „Krieg und Frieden“ kam Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky auf den Wunsch, den Grafen in Jasnaja Poljana persönlich kennenzulernen. Aber alle Versuche ab 1865 mißlangen. Die Post kam nicht, Reisen wurden nicht genehmigt, die Gesundheit begann den erst vierzigjährigen zu piesacken. „Von allzu vielen Schmähungen bekommt man Blähungen“, notierte sich Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky in seinen Tagebüchern: Kriegsgräuel und soziales Unrecht knabberten an den Herzkranzgefäßen, und nach nund nach stellte sich heraus, dass die von Dr Adebar Segensreich verfrüht eingeleitete Geburt ihm zwar das Leben gerettet hatte, aber zu Lasten einer nicht vollständig ausgeprägten Lungenfunktion ging.
Tolstoi und von Lemberg -Kolovratsky trafen sich nicht, und sie lasen auch nichts von einander.

Das wurde auch nicht besser, als Bismarck 1870 die Franzosen mit der Emser Depesche zu einem Krieg gegen Preußen zu provozieren, welches mit der Gründung des Deutschen Reiches und der Krönung von Kaiser Wilhelm dem Ersten in Versaille endete. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky fragte sich, was wohl Kollege Verne in diesem deutsch-französischen Krieg tun würde. Einmal las er in einer Zeitung, die zum Einwickeln von Lebensmitteln benutzt worden war, einen Ausriß aus dem Feuilettonteil. Da hieß es, Freund Verne sei Kapitän einer Küstenbatterie und hätte die Aufgabe, mittels Telegraphensignalen Informationen über kriegswichtige Vorkommnisse zu senden. „Also doch wieder Handelswege und Rohstofflieferungen. Und dann nimmt der Räuber, der keine Überseeeinnahmen hat, dem andern die Beute noch vor dessen Haustür ab“, schrieb Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky, und zu seinem bereits bekannten Stirnrunzeln gesellte sich noch ein stechender Schmerz in der Herzgegend. Zur Beruhigung dachte er an Minna und ihre Holunderlimonade. Der erste Herzinfarkt ging glimpflich und als solcher unerkannt über die Bühne. „Minna, ach Minchen“, seufzte Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky. Am nächsten Morgen ging es ihm besser. Nur die Zeiten wurden nicht besser. Als Bismarck dann das Deutsche Reich nach außen fertig hatte, versuchte er im Innern die damals wichtigsten Gegner von Kriegen und wesentlichsten Voranbringer einer sozialen Gerechtigkeit fertig zu machen. Reichskanzler Otto von Bismarck erließ 1878 das „Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“. Es hatte bis 1890 bestand. Nikolaus von Lemberg Kolovratsky war beim Entstehen des Sozialistengesetzes 50 Jahre alt.
Friedrich Engels war 58.
Otto von Bismarck 63.
Bei der Aufhebung des Gesetzes war Nikolaus von Lemberg-

Kolovratsky 62.
Friedrich Engels war 70.
Otto von Bismarck 75.
Das Zeitfenster von Engels stand noch bis 1895 offen.
Das Zeitfenster von Bismarck bis 1898.
Das Zeitfenster von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky bis 1913.
Keiner von ihnen wusste das Schließungsdatum.
Denn der Tod ist gewiß, aber seine Stunde ungewiß.

Der großspurige Kaiser Wilhelm

Die Stirn von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky runzelte sich ein weiteres Mal besorgniserregend tief, als Kaiser Wilhelm der Zweite vor dem Preußischen Landtag in einer Rede großspurig sagte: *„Großes steht uns noch bevor, und herrlichen Zeiten führe ich Euch entgegen“.* Da ahnte Nikolaus von Lembverg-Kolovratsky auf Grundlage seiner bisherigen Lebenserfahrung und der Leistungen von Henri Dunant im Geiste der Humanität, worin das Große bestehen würde, welches der Kaiser da versprach. Es wäre da nur eine kleine Kraftanstrengung zu meistern. Das wären aber nur ein paar Verluste, gemessen am großen ganzen - Nikolaus von Lemberg sagte: „Ich will keine herrlichen Zeiten, sondern ein friedliches Leben für alle“. Aber das würde wohl noch sehr, sehr lange dauern.

Lebensbahnen, Zeitfenster und Zeitzeugen

Wenn man aus dem Fenster seiner Zeit schaut, sieht man Leute, hört man Namen, denen schon zu Lebzeiten Ruhm und Ehre ans Hemd über der stolz geschwellten Brust geheftet wurden. Es scheint aber in diesem Zeitfenster Blickwinkel zu geben, aus der die dort aufhältigen Menschen nicht gesehen, nicht beachtet werden. Manche werden nicht einmal dann beachtet wenn

sie auf ihren Lebensbahnen die Lebensbahnen von Berühmtheiten kreuzen und ihnen sogar auf die Füße treten. Wer putzt eigentlich die Fenster der Zeit? Was behindert eine freie Sicht auf alle Konstellationen, die sich im Kaleidoskop der Geschichte ergeben mögen? Und wie dokumentiert man die Sichtbarkeiten im Kaleidoskop? Muss es nicht eigentlich auch möglich sein, beim Blick aus dem Zeitfenster Leute zu sehen, die möglicherweise, das gleiche gesehen haben wie man selbst? Müssten die dann nicht die eigenen Beobachtungen bestätigen oder ergänzen können? Ist man selbst vielleicht auch nur eine Art Zeitzeuge, der die Beobachtungen eines anderen bestätigten oder ergänzen kann? Warum trifft man diese Leute im Leben fast nie, obwohl sie direkt im Blickfeld auftauchen und für alle sichtbar durch Straßen, Wiesen, Felder und Wälder spazierten sowie in Malerei, Musik, Literatur und Theater Skizzen ihrer Fensterblicke hinterlassen?

Das berühmteste Foto

Auf der Rückreise von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky erlebte er ein Mißgeschick, welches ihm nie zuvor passiert war. Er kam vom Weg ab. Statt in Lemberg kam er 1910 in Astopowo an. Wahrscheinlich lag es an dem Nebel, der aus den Wiesen und Feldern links und rechts des Reiseweges aufstieg. Vielleicht auch an der Müdigkeit, die man einem unwirsch blickenden Herrn von 85 Jahren schon mal zugestehen kann.
In Astopowo waren sowohl Nebel wie auch Müdigkeit verweht. Nur ein Menschenauflauf sammelte sich um das Haus des Bahnhofsvorstehers. Vor dem Haus auf einer Bank saß ein Mann. Er hatte einen langen weißen Bart, trug einen Hut auf dem Kopf und Reiterstiefel an den Füßen. „Wer ist das?“, fragte Nikolaus von Lemberg - Kolovratsky. „Das ist Graf Lew Nikolajewitsch, der Herr von Jasnaja Poljana“, sagte der Bahnhofsvorsteher mit Ehrfurcht in der Stimme. „Das isser?“,

flüsterte Lew Nikolajewitsch und hatte nun seinerseits auch einen ehrfurchtvollen Klang in der Stimme. Am Zaun drängten sich Fotografen. Dabei wollte der Mann mit dem weißen Bart nu

Die Sternenlieder von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky

In seinen letzten zwei Lebensjahren von 1911 bis 1913 schrieb Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky nicht mehr viel. Nur 99 Gedichte verfasste er noch und gab dem Sammelband den Titel „Sternenlieder“. Das entsprach einem Arbeitspensum von zwei Gedichten pro Woche. Unruhe war überall im Lande zu spüren. In den Straßencafes tuschelten Menschen, die ihn sahen: Seht, da ist der Dichter mit dem unwirschen Blick. Hinter jedem Hufgetrappel vermutete er schon eine verdeckte Mobilmachung. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky gab sich keinen Illusionen hin: Wenn es wieder zum Krieg käme, wäre es ein Krieg gegen die Kultur und den Geist. Denn wo der Teufel das Menschliche zerfetzt, da kann keine Ehrfurcht vor dem Leben mehr gedeihen. Vorher muss man alles tun, vorher. Danach kann man nur noch versuchen, der Tötungsmaschinerie Sand ins Getriebe zu streuen und der Propaganda Erinnerungen an den Geist der Kultur entgegen zu halten. Immer unwirscher wurde sein Blick, als er aus den Zeitfenstern schaute und feststellte, dass in den Jahren zwischen seiner Geburt und dem Tod von Anatol Fabulirowitsch Poet zunächst Bürgerkriege in Frankreich in Tateinheit mit der Französischen Revolution stattfanden und dann ein paar Neuordnungskriege in Europa, die dann in den Befreiungskriegen von der Franzosenherrschaft mündeten. Napoleon zogen sie dann vor Moskau die Hosen stramm. Nachem sie ihn so zum „Strammen Max“ gemacht hatten, wich die Angst. Die Gewalt wich nicht, weil einige Kleinstaaten in Europa Morgenluft witterten und sich schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts zur kontinentalen Mittelmacht mit weltweiten Interessen erheben wollten. Friedrich Engels schrieb zuerst

eine Broschüre mit dem Titel „Der Rhein wird auch am Po verteidigt“. Weil er nicht genug Leser hatte, bot er den Text der Augsburger Zeitung an und erreichte viele, unter anderem auch Otto von Bismarck, der noch Zeit brauchte, um zu begreifen und erst 1870 und 1871 durch einen simplen redigierenden Eingriff in die „Emser Depeche“ die Franzosen zu einem Krieg gegen Deutschland provozieren zu können. Die Franzosen wurden militärisch besiegt. Bismarck ließ den preußischen König zum Kaiser krönen. Das Reich war geeint. Das Zweite. Für das Erste trug Kaiser Otto der Erste die Verantwortung. Fürs Zweite Bismarck. Fürs Dritte dann ein Malergeselle aus Braunau, aber das war später, nachdem Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky die Gnade des rechtzeitigen Todes erfahren hatte.

Nikolaus vom Lemberg-Kolovratsky bedauerte, Lew Tolstoi niemals lebend getroffen zu haben. Denn irgendwo in den Weiten seines Werkes wird sinniert, warum immer zigtausende in Kriegen gegeneinander antreten mussten, die mit der Sache an sich nichts zu tun haten. In dem Text wird die Anzahl der benötigten Streitkräfte immer weiter reduziert, bis der Streitfall als Gegenstand zwischen Zwei erscheint. Und da wird es klar: Zwei Fürsten prügeln sich nicht. Sie lassen Heere kämpfen und vernichten Städte. Daran erkennt man die Sinnlosigkeit von Kriegen. Solange Kriege als nötig betrachtet werden, sind unwirsche Blicke auf Militärtätigkeiten nicht zu glätten.

Pausenspiel: Zugluft zwischen zwei Zeitfenstern

Wer von Zeiträumen spricht, denkt meist auch an Zeitfenster. Es sei denn, er spricht von einem Zeitraum mit miefiger Luft und Finsternis. Zeitfenster aber werden geöffnet, wenn einer geboren wird und geschlossen, wenn einer stirbt. Manche Zeitfenster bleiben noch eine Weile geöffnet. Beschaut man sich die geöffneten Zeitfenster eines Zeitraums, so stellt man zuweilen fest, dass dass es in beinah jedem Zeitraum Zugluft gibt, weil mindestens zwei Fenster weit geöffnet sind. Daher ist Geschichte immer auch Bewegung und ihr schönstes Modell ist nach Ansicht von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky das stetig schwung gebende Kaleidoskop, bei dem sich die Möglichkeiten zu immer neuen Konstellationen formieren, durch die Pläne, Ideen, Wünsche und Träume erst bildlich greifbar werden. Die Vorstellung eines Kaleidoskops bringt auch auch den Sinn des Kartenspiels Tarot hervor. Wen treffe ich, was soll ich tun, fragt man sich zu Anfang mancher Lebensphase. Kaldeiskop und Tarot können vorschläge machen, auf die man allein durch Überlegung gar nicht kommt. Auf manches soll man sich einlassen, ohne seinen Verstand aufzugben. Zeitfenster sind in der Geschichtsforschung noch recht selten untersucht worden. Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky gilt als der erste - und teilweise auch der einzige - der sich mit diesem Spezialgebiet befasst hat. Den meisten Historikern und Historikerinnen erschienen die Zeitfensterblick zu aufwendig für eine Geschichtsdarstellung. Sie fanden, man könne notfalls auch mit zwei senkrecht verlaufenden Zeitstrahlen arbeiten, die durch horizontale Zeitebenen miteiander die wichtigsten Ereignispunkte der Lebensbahnen aller in einem Zeitfenster auftretenden Personen verbunden sind. Undank ist eben der Welt Lohn, aber mancher Lohn zeigt sich erst in der Schlußrechnung. In den Abschlagszahlungen ist vom Lohn bisweilen nichts zu

erkennen. Abschlagszahlungen sind sozusagen Scheinzahlungen. Die zweite wichtige Erkenntnis von Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky betraf die Bewegung der Geschichte. Er fand, sie gliche einem Auto, welches vom Alten, vom Morschen, hin zu etwas Neuem, Unbekannten führe. Einer sitzt am Steuer. Die andern stehen auf den Trittbrettern und greifen dem Mann am Steuer ins Lenkrad. So ist es kein Wunder, dass viele Neuerungen in der Geschichte mangels Verantwortung und Wissen zunächst im Straßengraben landeten. In Nikolaus von Lemberg-Kolovratskys Werk gibt es eine Fülle von Charakterstudien über Trittbrettfahrer der Geschichte. Sie blieben nur vorbereitende Charakterstudien, weil das Zeitfenster von Lemberg-Kolovratsky sich 1913 schloss, so dass er die Trittbrettfahrer von 1918, 1945 und 1989 gar nicht mehr in seine Studien einbeziehen konnte.
Fenster öffneten sich und schlossen sich, Menschen , Träume und Illusionen zogen vorbei, aber immer blieb die Hoffnung, aus dem unheilvollen Trend zum Krieg eines Tages doch zu lernen.

Zweiter Teil

Lebensbahnen

Nachzeichnung des Lebens von Anatol Fabulirowitsch Poet durch Nikolaus von Lemberg-Kolovratsky

Abschnittsübersicht

Königskinder und Stänkerfritzen	Seite 28
Bewegungsdrang und Brimborium	Seite 30
Der Dreiergipfel	Seite 34
Das Fabulantenfloß	Seite 36
Uraufführung und erste Kritiken	Seite 39
Ein ernster Streit und eine Versöhnung	Seite 41
Anatol F. Poet erfindet den 5-Jahr-Plan	Seite 43
1751 bis 1756: Der Routen-Plan	Seite 44
1756 bis 1761: Der Netzplan	Seite 50
1761 bis 1798: Von Copyplan bis Weimarplan	Seite 52
1798 bis 1801: Der Friedenslehrplan	Seite 56

Königskinder und Stänkerfritzen zanken sich

Am Ende will es niemand gewesen sein, der einen Krieg angefangen hatte. Das mag damit zusammenhängen, dass am Ende, wenn alles in Schutt und Asche liegt, der Rausch dem Kater weicht und man sich zur Beruhigung der eigenen Seelen auf Seiten der Guten, auf Seiten der Sieger, fühlen will. Es bleibt ein schaler Geschmack wie dünnes lauwarmes Söldnerbier, welches Fabulier de Poesie während seiner 21 Dienstjahre in den Feldküchen seiner wechselnden Kriegsherren ausgeschenkt bekam: Koschützer Plörre aus Sachsen, brandenburgisch-preussisches Ur-Kostritzer und schwedische, polnische und russische Biere. Bier und Krieg verursachten ihm einen schlechten Geschmack im Mund. Denn um wohl zu schmecken, bedarf ein Bier zur Entfaltung seiner Reife des Friedens. Wo es keinen Frieden gibt, schmeckt auch kein Bier. Fabulier de Poesie war am Anfang seiner beruflichen Lebensbahn Betreiber einer Postkutschen-Relaisstation. Irgendein „Es“ hatte ihn als noch sehr jungem Mann Haus, Hof, Frau, Kind, Personal und wirtschaftliche Grundlage für das alles geraubt. Er hatte nichts mehr zu verlieren und schloss sich zum Zwecke der Rache den Truppen an. Fabulier de Poesie liess sich seine Militärtätigkeit von Sachsen, Polen und Dänen bezahlen. Die Russen zahlten nie, weil Peter der Große ab 1703 jede Kopeke für Sankt Petersburg brauchte. Außer den Kopeken brauchte er Steine, welche von Handelsschiffen mitzubringen waren, und die Knochen von Arbeitern, auf denen die Stadt in die Sümpfe rund um die Newamündung gegründet ist. Aber davon erzählen Geschichten wenig.

Bei den Sachsen hatte Fabulier de Poesie mehr Glück, denn August der Starke ging zuweilen ohne Prüfung der Bedürftigkeit recht freizügig mit Geld um. Die Gräfin Cosel und eine geheimnisvolle Schwedin hätten ein Lied davon singen können.

Die Schwedin hielt lieber den Schnabel, denn sie war eine vernünftige Frau. Auf diese Weise behielt sie die halbe Schatulle fest in der Hand statt den ganzen Betrag durch die Finger rieseln zu lassen. Sie wusste außerdem, wenn man etwas nicht genau weiß, schweigt man, und ihrem Metier weiß man meistens „mehr nicht als doch“, wie einige Jahrzehnte früher Kardinal Armand-Jean du Plessis de Richelieu sinnierte. Daher wusste die geheimnisvolle Schwedin auch nicht, worin Fabulier de Poesies Militärtätigkeit bestand. Aber sie hatte eine unbewiesene Ahnung, über die sie lieber nicht mit jemandem sprach. Siehe Richelieu. Gräfin Cosel war nicht ganz so vernünftig. Siehe Burg Stolpen.

Als der königlich-schwedische Rotzbengel Karl der 12. im Jahre 1718 bei Frederikshald in Norwegen endgültig den Hintern versohlt bekam und Zar Peter der Erste sein Land in den Rang einer Großmacht geführt hatte und in Sachsen wieder blühende Landschaften durch Porzellan und Arbeitssteuerung über die Kriegserinnerungen wuchsen, da fand es Fabulier de Poesie an der Zeit, sich mit seinem Geld ein Gasthaus an der polnisch-litauschen Grenze zu erwerben. Eine geheimnisvolle Schwedin half ihm dabei. Über sie sagte man augenzwinkernd: „Wenn die soviele Männer wie Ringe an den Fingern hat, wird ihr Bett die ganze Woche nicht kalt“. Immer, wenn die Schwedin weg wollte, sagte Fabulier de Poesie: „Bleib doch noch“. Meist blieb sie dann. Am 5.12.1732 kam Anatol Fabulirowitsch Poet zur Welt. Er schaute sich kurz um und empfand wie seine Mutter den Wunsch, möglichst schnell von hier weg zu kommen. Vorerst blieben sie beide. Die Mutter blieb, weil sie eine vernünftige Frau war. Der Junge blieb, weil er noch ein Kind war. Der Vater freute sich, dass beide blieben. Anatol Fabulirowitsch entging nicht, dass fremde Männer seine Mutter auf ihre Tätigkeit beim Militär während des Nordischen Kriegs ansprachen. Sachsen,

Polen, Russen und hin und wieder ein paar Brandenburgische Preussen waren völlig ungeniert, wenn sie nach dem Einfluss von Getränken und der mit fabulierschem Brimborium erzeugten Atmossphäre mit Abenteuern prahlten, die sie zum Zwecke des Eindruckschindens der geheimnisvollen Schwedin zu Gehör brachten. Wenn einer nicht so recht erzählen wollte, zupfte sie hilfreich an ihrem Dekollete. Dadurch wurde der Redefluss auch der sonst im Erzählen eher zurückhaltenden Gäste geschmeidig. Fabulier de Poesie nahm dies befriedigt zur Kenntnis und notierte den Wortlaut der Erzählungen. Noch 280 Jahre danach galten die gesammelten Zeitzeugenaussagen von Fabulier de Posie in der seriösen Geschichtsforschung zwischen Uppsala, Krakau, Greifswald und Jena als ergiebige Quelle über den nachrichtendienstlichen Informationsaustausch des 18. Jahrhunderts.

Bewegungsdrang und Brimborium

Doch schon bald lösten die Ansichten, die sich Anatol Fabulirowitsch boten, einen nicht dämmbaren Bewegungsdrang aus. Deshalb war er als kleiner Junge froh, wenn der Vater einmal im Monat über Land fuhr, um einzukaufen. Er sagte immer: „Anatol, kommst Du mit, wir brauchen Brimborium?“ Freudig nickte der Junge. Er wusste nicht, was Brimborium war, aber er wollte auch nicht fragen. Denn von der geheimnisvollen Schwedin hatte er gelernt, dass man manches nicht fragt. „Es gibt Antworten, die viel ehrlicher sind, wenn sie sich aus Beobachtungen ergeben, als die kommunkativ zurecht gelegten Antworten, die man auf Fragen erhält“, hatte sie oft gesagt. Aanatol Fabulirowitsch runzelte kurz die Stirn. Dann glättete er sie wieder. „Das werden wir ja sehen“, dachte er und schulte seine Auffassungsgabe am Umgang der Eltern miteinander. Sie sprachen manchmal komisch. Sie benutzten

Namen, die so nicht real sein konnten. Oft war von einer Dame die Rede, die den Namen Florentinertörtchen trug. Als Fabulier de Poesie einmal von Elbflorenz sprach, begann Anatol in seiner Fantasie nach einer Torte aus Dresden zu suchen. Er konnte die Suche präzisieren, als ein betrunkener Gast der geheimnisvollen Schwedin ins Dekollette schaute und „Du sieße Dorte du“ sächselte, worauf Fabulier de Poesie ihm solches verwies, indem er sprach: „Wir sind hier nicht in Elbflorenz“. Schließlich sollte der Gast Infos erzählen statt sich am geheimnisvollen schwedischen Busen zu laben. Anatol Fabulirowitsch fügte Torte, Florenz und Dresden zusammen und ermttelte daraus den Klarnamen von „Florentinertörtchen“. Seines Erachtens nach konnte es sich nur um Gräfin Anna Constantia von Cosel handeln, die 1765 auf Burg Stolpen im Umland von Dresden starb. Beweisen konnte er es nicht. Er, Anatol Fabulirowitsch, geboren am 5.12.1732, war zum Zeitpunkt des Todes der Gräfin 33 Jahre alt. Die Gräfin, 1680 geboren, war im Todesjahr 85. Als Anatol den Namen der Gräfin durch das Zusammenfügen von Beziehungsworten wie Namen und Decknamen ermittelt hatte, war er acht Jahre alt. 1740 war die Gräfin 60 Jahre alt. Anatol Fabulirowitsch Poet fühlte zum ersten Mal in seinem Leben, dass man zwischen den Zeiten geboren sein konnte, also in der Zugluft zwischen zwei geöffneten Zeitfenstern. Lange, sehr lange noch musste Anatol Fabulirowitsch über diese Empfindung nachdenken, ohne sie wirkich zu verstehen. In der Zwischenzeit fand er Freude an lang ausgedehnten Wanderungen. Der Vater erlaubte ihm sogar, schon alleine los zu ziehen, um Brimborium zu besorgen. Die Entscheidung fällte der Vater, als er einmal gesehen hate, dass Anatol auf Einkaufstour schon recht selbständig an der Warenauswahl mitwirkte. Der Junge war nämlich bei einem älteren Mann stehen geblieben, der Informationen auf ein

doppelseitiges Blatt Papier gedruckt hatte. Wer dieses Papier las, machte Bekanntschaften. Zuerst mit politischen Witzen und Herrscherkarikaturen und dann mit Leuten, die die Figurvorlagen für die Witze und Karikaturen schützen sollten. Der Vater nahm auch so ein Blatt in die Hand nahm gleich zehn Exemplare mit. Auf dem Heimweg sagte er, dass die Zeitung viele Themen enthalte, welche die Leute in der Dorfschenke bewegten. Bloss sie hatten nicht genug Informationen, so dass alles Gerede ein unzufriedenes Spekulieren blieb. Vo da ab waren politische Witze das passende Brimborium zu seriösen gesellschaftlichen Analysen.
Dann kam der 16. April 1748. Es war Ostersonntag. Brimborium war gekauft. In der Schenke war es ruhig. Anatol Fabulirowitsch Poet erhob sich, weil der Bewegungsdrang so stark war. Er schrieb noch ein paar Zeilen für Fabulier de Poesie und die geheimnisvolle Schwedin. „Ich muss los. Ich will ein paar Tage für mich sein, um etwas Entstehendes zu begreifen, welches zu groß ist, um jetzt schon darüber zu reden. Seid unbesorgt. Stellt euch einfach vor, wir wären Käuze und für den Nachwuchs wäre die Zeit gekommen, sich als Ästling zu profilieren.“. „Käuze wie wir also“, sagte Fabulier de Poesie beim Lesen. „Wirklich komische Käuze“, sagte die geheimnisvolle Schwedin. „Aber als Ästling ist ja alles in Ordnung“, sagte Fabulier de Poesie. Dann machten sie sich keine Sorgen mehr, sondern Frühstück. Sie machten Rührei in der Pfanne, brieten Speck dazu und garnierten das ganze mit Schnittlauch und Oliven. Als Getränk wählten sie Sanddornsaft, denn Kaffee gab es zwar, aber er war so teuer wie heute ein lächerlicher kleiner Angelkahn, nur geringfügig größer als eine Optimistjolle für Segelanfänger. Die geheimnisvolle Schwedin hob das Glas, sprach „Skal, Anatol“ und bereitete sich auf die Brimborien des Ostersonntagabends vor. Sie hatte

aus zuverlässiger Quelle die Ahnung erhalten, dass es heute Erhellendes über den Versuch geben sollte, dem Schwedenbengel im Feldlager die Hosen gehörig stramm zu ziehen und die Schweden zum Verzicht auf weitere Großmachtsstänkereien im Ostseeraum zu bewegen. Augusts Schätze sollten darin auch eine Rolle spielen, was für große Unruhe sorgte, denn es waren potemkinsche Schätze oder, wie man 280 Jahre später sagen würde, „Buchgelder“, denen kein realer Goldwert gegenüberstand. Personen aus dem Umkreis des sächsischen Finanzministers, den man auch den „Königlich-Sächsischen Luftnummernjongleur“ nannte, sollten heute abend kommen. Die geheimnisvolle Schwedin trat vor den Spiegel und prüfte den Sitz ihres Dekolletes. Die Sachsen konnten kommen.

Der Dreiergipfel

Anatol Fabulirowitsch Poet ging im Alter von 16 Jahren am Ostersonntag 1748 aus dem Haus. Es war der 16. April und der Morgen im polnisch-litauischen Grenzgebiet frisch. An einem Flüsschen stoppte der Bewegungsdrang jäh. Anatol Fabulirowitsch spürte eine deutlich aufsteigende abstrakte Verliebtheit. Es war keine Frau in der Nähe. Anatol Fabulirowitsch wähnte sich allein auf der Wiese am Bach in der Sonne. Frühling wars, und mit einem Male explodierten die Hormone. Ein Flok Enten erschrak bei dem Knall und erhob sich in Spitzwinkelformation über den Bach. Hinterm Wald drehte es wieder ab. Rechts schoben sechs Hände vorsichtig das Schilf zur Seite. Drei Augenpaare blickten neugierig auf Anatol Fabulirowitsch Poet, der gerade zur Erkennntnis vorstieß. Der junge Mann erschrak zunächst beim Anblick der drei zu den Augenpaaren gehörenden Quellnymphen. Dann fasste er sich und tat, weil ihn die Lust dazu packte, einen Spruch, von dem bis heute angenommen wird, er sei von Johann Wolfgang von Goethe, aber Goethe kann es gar nicht gewesen sein, denn Goethe wurde erst am 28. August 1749 geboren, also gute sechzehn Monate nach Anatol Fabulirowitsch Poets Urheberrecht. Anatol Fabulirowitsch Poet also sprach:

„Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, Oh heilsame Nymphen
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt
Schafft dem Traurigen Mut, dem Zweifelnden Hoffnung
und dem Liebenden gönnet, dass ihm begegne sein Glück.
denn Euch gaben die Götter
was sie den Menschen versagten:
jedem, der euch vertraut, hülfreich und tröstend zu sein“

Die Nymphen nickten verständig und kamen freundlich lächelnd näher. „Wie heisst du denn? Ich bin Silja“, sagte die Längste

von ihnen, deren Augenbrauen geschwungen waren wie die Golden Gate Bridge.„Anatol Fabulirowitsch Poet“, sagte Anatol.„Schöner Name, Anatol. Da kannst Du bestimmt auch schöne Geschichten erzählen“, sagte die Mittlere. „Ach übrigens, ich heiße Satu.“
„Passt zu Dir“, sagte Anatol. Satu kicherte.
„Und ich heiße Ulrica“, sagte die Kleinste. Aber auch sie maß immer noch einen Meter fünfundsiebzig.
Satu kicherte immer noch. Silja und Ulrica erkannten bald, warum, denn Anatol Fabulirowitsch Poet stand da in der Morgensonne wie der David von Michealangelo in der erwachten Version. Nervös wippend wie ein Rotschwänzchen trat er mit den Füßen auf der Stelle.
„Komm mit Schwimmen“, sagte Silja. Anatol folgte dem Ruf. Als ihm das Wasser die Nasenspitze nässte, beruhigte er sich. Es war doch ein sehr eindrucksvoller Ostersonntagmorgen, dieser 16. April 1748.

Das Fabulantenfloss

„Wohin bist du eigentlich unterwegs?“, fragte Ulrica. Sie war nicht nur die Kleinste, sondern auch die Neugierigste.
„Nur so“, sagte Anatol Fabulirowitsch. „Ich hatte so einen komischen Drang in die Weite heute morgen. Ich schrieb noch eine Nachricht für meine Eltern und zog los.“
„Nur so also“, wiederholte Silja.
„Einen komischen Drang“, wiederholte Satu. Das Kichern versuchte sie zu unterdrücken.
„Ich wollte mir über was klar werden“, erklärte Anatol Fabulirowitsch, „was ich will und was ich kann und das es mir zu Hause nicht gefällt. Immer nur Brimborium machen, damit sich Gäste in der Schenke vom Vater wohlfühlen und ein paar Silberlinge zurück lassen. Außer Brimborium kenne ich ja nichts.“
„Also willst du heraus finden, ob woanders auch um jedes bisschen Wonne Brimborien gemacht werden?“, fragte Ulrica.
Anatol Fabulirowitsch nickte bedrippst. Silja fragte:
„Und wenn du nun feststellst, dass anderswo auch viel Tara um die Realität gewickelt wird?“
„Dann wird das die Erkenntnis sein, nach der ich suche, und ich kann unterm Kleide nach der Wahrheit suchen.“
„Da musst du aber noch viel üben und suchen“, sagte Satu. Diesmal kicherte sie nicht. Sie prustete laut und haltlos vor Lachen. Silja legte eine Hand von sich auf eine von Anatol Fabulirowitsch. Sie sagte:
„Wenn alles im Leben Theater ist, dann schreib doch mal ein Stück aus dem Leben und zeige es im Theater. Schreib doch was über uns, wir sind doch auch ein Teil des Lebens.“
Begeistert funkelte Anatol Fabulirowitsch mit den Augen. Stürmisch drängte es ihn, ein paar schöne Worte zu Silja zu sagen. aber seine Stimme versagte in der Lautstärke. Silja

beugte sich vor, so weit vor, bis ihr Ohr direkt vor Anatols Mund war. Der pustete ein paar Haarsträhnchen vom Ohr weg, was Silja als angenehm empfand, aber vorerst für sich behielt. Denn ein bisschen lernen sollte Anatol Fabulirowitsch ja auch. Das Schöne, was Anatol Fabulirowitsch in Siljas Ohr flüsterte, war ein Kompliment ganz im Sinne seiner Ersten Pubertären Erkenntnis. In der darauf folgenden Phase des klaren Verstandes beflüsterte er mit Silja, was genau er denn über die drei Nymphen schreiben könnte, die sich so nett als Wegbegleiterinnen bewarben. „Schreib mal eine Heimatgeschichte vom Fluss“, sagten zum Schluss Silja, Satu und Ulrica.
„Aber dann muss ich den Fluss kennen“, sagte Anatol.
„Richtig“, bestätigten die Nymphen und zeigten auf einen Kahn. „Mit dem und uns drei Nymphen fährst du jetzt den Fluss stromabwärts. Und du notierst wie eine Art Gastschreiber in der Heimat deiner Gastgeberinnen, was dir auffällt. Schreib einfach erst mal deine Beobachtungen auf. Wenns sein müss, werden wir schon deine Feder führen.“ Damit war Anatol Fabulirowitsch Poet sehr einverstanden. In den nächsten achtzehn Monaten war er mit einem Manuskript befasst, dem er am Ende den Titel „Das Fabulantenfloss“ gab. Silja, Satu und Ulrica waren begeistert. Es handelte von ein paar Menschen, die von der Sonne, der Luft, dem Trillern einer Lerche und einer entspannten Grundstimmung den Drang verspüren, einander Geschichten zu erzählen, die sie noch nie zuvor erzählt hatten. Silja berichtete von einem finnischen Fischer, der sie als Reinigungskraft für seinen Bootsschuppen benutzen wollte, den er in völliger Verkennung der Tatsachen als Villa im Schärengarten bezeichnete. Eines Tages sei es ihr gelungen, mit einem Ruderboot zu fliehen, aber der Fischer bekam die Sache mit und ruderte hinterher. Daraufhin stellte sich Silja vor, sie sei eine Riesin. Breitbeinig stellte sie sich auf die

Ruderbank und nutzte ihre Körperlänge als Segelmast und ihren Rock als Spinnaker. Mit achterlichem Wind war sie schneller als der finnische Fischer, der nun auch noch zu fluchen begann, wobei das Wort *„perkele“* immer wieder kehrte. So nennen Finnen den Teufel.
„Und wie hast Du den Kurs gehalten, wenn du vorne im Boot standest?“, fragte Satu. Anatol Fabulirowitsch Poet lag die gleiche Frage auf den Lippen. Vor dem Ausspruch änderte er sie aber noch einmal um und murmelte stattdessen:
„Also man kann ja behelfsmäßig auch mit einem außen ins Wasser gehaltenen Ruderriemen den Kurs halten oder ändern.“
„Das stimmt“, sagte Silja und schaute Anatol dankbar an. „Genauso hab ichs auch gemacht. Der Beweis dafür ist meine Erzählung, denn wenn sie geflunkert wäre, wäre ich nicht hier bei euch und müsste dem Fischer immer noch seinen Schuppen aufräumen, den er als Villa im Schärengarten bezeichnet.“
„Joo, das klingt plausibel“, sagte Satu.
„Aber beschwörs lieber nicht“, warnte Ulrica.
„So oder so: lehrhaft und anregend war die Geschichte“, sagte Anatol Fabulirowitsch, bei dem die Fantasie erneut Feuer gefangen hatte. Zumal Silja gerade die Sandalen von den Füßen gestreift hatte und mit dem rechten Füß kreisende Bewegungen vollführe. Ihre Zehen beugten sich dabei nach vorne und nach hinten wie Menuett tanzende Adelige bei einem Hoffest Augusts des Starken auf dem Sommerschloss Pillnitz am Ufer der Elbe. Die Elbe, dachte Anatol. Das Florentinertörtchen. Und dann dachte er an die geheimnisvolle Schwedin, die seine Mutter war, weil sie sich mit Fabulier de Poesie zusammen getan hatte, und er erzählte Silja, Satu und Ulrica vom vermeintlichen Beruf der Eltern und den vielen unbeantworteten

Fragen, die sich um deren Tätigkeit zur Beendigung des Großen Nordischen Krieges um die Vorherrschaft in der Ostsee rankten. Silja und Satu lauschten gebannt. Ulrica schrieb in der Zwischenzeit an einem Balladenlied, in welchem Siljas geblähter Rock einem Segel gleich zur Flucht aus der Haushaltsführung eines finnischen Fischers vorkam. Weder Ulrica noch Silja, Satu und Anatol ahnten, dass ein vor acht Jahren geborener Schwede eines Tages diese Ballade aufgreifen und aus Angst vor den Strafen für Urheberrechtsverletzungen bis zu beinahe vollständigen Unähnlichkeit zu einem Lied auf eine Dame namens Ulla Winblad verfremden würde. Der Junge, der 1740 geboren wurde, hieß Carl Michael Bellmann. Sein Zeitfenster schloss sich 1795. Anatol Fabulirowitsch Poet war zu diesem Zeitpunkt 63 Jahre alt und lebte noch.

Uraufführung und erste Kritiken

Anatol Fabulirowitsch Poet benötigte insgesamt drei Jahre, um das Theaterstück vom Fabulantenfloss zu beenden. Diese Tausend Tage des Werkens und Schaffens standen unter dem nie enden wollenden Einfluss vo den drei Nymphen, die ihrem Beruf alle Ehre machten. Bei gutem Wetter ruderten sie mit einem Angelkahn den Fluss entlang. Manchmal fanden sie Gasthäuser, in denen sie nächtigen konnten, und täglich mahnten die Nymphen, Anatol solle sich lieber aufs Schreiben konzentrieren. Alles ändere würde sich später finden. Sie waren sehr strenge Kritikerinnen, und oft verlangten sie von Anatol Fabulirowitsch Poet das Umschreiben ganzer Kapitel. Weil nun jede Nymphe an einem anderen Kapitel etwas auszusetzen hatte, musste Anatol Fabulirowitsch Poet auch jedesmal die Übergänge zwischen den jweiligen Kapiteln und den Beziehungen von Personen und Situationen überarbeiten. Besonders ärgerlich war es, wenn er ein Ereignis bereits

namentlich eingefügt hatte und dieses dann streichen musste. In einem späteren Bezug darauf war dann plötzlich das Ereignis verschwunden, so dass die ersten Versionen des Fabulantenflosses völlig unverständliche Ausdrücke enthielt, die man nur als bekannt voraus setzen durfte, wenn der Einführungsbenennung nicht gestrichen worden wäre. „Semantik macht Spass“, sagte Anatol Fabulirowitsch Poet. Manchmal stritten die Nymphen auch untereinander, welche Streichung Anatol Fabulirowitsch Poet vorzunhemen hätte. Dann lagen dunkle Wolken über dem Boot, und die Erlen am Fluss

schüttelten zornig ihre Äste im Wind. Am 24. Juli 1751, dem Jahr, als Anatol Fabulirowitsch Poet 19 Jahre alt wurde, erlebte das Frühwerk des Dichters seine Premiere auf einer Dorfwiese. *„Die Kinder, die ihren Eltern beim Hüten von Schafen und Gänsen halfen, trieben die Tiere in einem Gatter am Dorfteich zusammen und versuchten, einen Blick auf die Darbietung von „Das Fabulantenfloss“ zu erhaschen. Hemmigslos blökten die Lämmer, lauthals schnatterten die Gänse, alte Leutchen sassen auf Bänken und die Arbeitsfähigen blieben tuschelnd stehen“,* berichte der Schullehrer Ignatius Pommeran in seiner Zeitung *„Die Gießkanne, welche das Verbreitungsblatt des Gesehenen und Gehörten ist, zu denen, die nicht dabei waren.“* Diejenigen Händler und Hausierer, die am Abend noch im Dorf waren, weil sie erst am Morgen weiterziehen wollten, kauften „Die Gießkanne“ für zwei Kopeken russischen Silbers oder tauschten das Blatt ein gegen Nützlichkeiten für die Arbeit, wie Nadeln, Quirle, Schabeisen oder gegen Brimborien, die das Heim dekorativ verschönerten, zum Beispiel geschnitzte Figuren, die Weihnachten herum als Krippenspiel aufgestellt werden knnten und jahresüber sonstigen Zwecken dienten. 14

Tage nach der Uraufführung erreichte „Die Gießkanne“ auch eine kleine Dorfschenke an der polnisch-litauischen Grenze, in der sich Fabulier de Poesie und seine immer noch geheimnisvolle Schwedin freuten, nach drei Jahren endlich wieder etwas von ihrem Sohn, dem Wanderknaben Anatol Fabulirowitsch Poet, zu erfahren. „Ich habs doch gewusst“, seufze die geheimnisvolle Schwedin, „aus dem Jungen wird was, selbst wenn er ein Träumer ist“. „Besser so als ein Kriegsknecht, der dem Krieg auf welche Weise auch immer dient, also besser auch als ein geistiger Kriegsknecht.“ „Und Nymphen hat er dabei, wie schön, da kommt er wenigstens auf sinnliche Kulturgedanken“, sagte die Schwedin. „So hab ich dich noch nie Reden gehört“, sagte Fabulier nachenklich. Die geheimnisvolle Schwedin lehnte sich an seine Schulter und lachte leise. Sie saßen vor ihrer Dorfschenke, Elstern schackerten in einer Birke, weiße Wolken zogen am blauen Himmel entlang und die Luft war rein und klar wie die Liebe, die das Größte ist, was die Schöpfung erreichen kann.

Ein ernster Streit und ein Versöhnungsgedicht

Vielleicht war die plötzliche Aufmerksamkeit in Verbindung mit dem Ruhm ein bisschen zu viel für einen einzelnen jungen Mann. Das würde erklären, warum Anatol Fabulirowitsch Poet sich als den Größten fühlte und dies auch die drei Nymphen spüren ließ. Silja, Satu und Ulrica ließen sich das nicht bieten. Nicht eine Woche nach der Uraufführung, nicht beim Übergang vom Juli in den August, der +r Nymphen immer etwas bedeutungsvoll ist. Sie waren so im Brass, dass ihm jede von ihnen eine Ladung Schymphe schass. „Schass“ ist grammatisch das Imperfekt des nymphischen Wortes für „eine Breitseite von Schymphwörtern abfeuern“. Was sie genau sagten, hat bisher noch kein Literaturhistoriker heraus gefunden. Sie müssen aber heftig

gewesen sein, denn Anatol Fabulirowitsch Poet soll daraufhin schneeblass im Gesicht geworden sein. Seine Artikulationsorgane sollen versucht haben, Worte zu bilden, die vielleicht noch in seinem Geist als Gedanke auf Erhörbarkeit warteten, aber es kam nichts. Es kam nicht einmal ersatzweise ein anderes Geräusch zustande, kein Schmerzlaut, kein Schrei, nichts. Anatol Fabulirowitsch Poet soll sich abrupt umgedreht haben und in die Einsamkeit eines Jägerhochsitzes am Rande eines Kohlkopfackers geflüchtet sein. Die Nacht war kühl, und früh am Morgen war Anatol Fabulirowitsch Poets Kleidung nass von Tau und Tränen. Er wollte nur noch ein einziges Gedicht schreiben, es Silja, Satu und Ulrica übergeben und dann versuchen, zurück nach Hause zu finden. Im Streit ist die Welt nicht verlockend und schön - da kann man auch die Stabilitas Locii wählen.

Die drei Nymphen hatten auch keine ruhige Nacht verbracht. Sie hatten sich doch schon an den komischen Kerl gewöhnt, mit dem sie nun schon im dritten Jahr durchs Land zogen und Wörter zu Poesien webten. Gegen Morgen sprach Silja am Rand eines Kohlfelds: „Seht mal, dort ist ein Hochsitz. Da gehn wir jetzt rauf. Von oben können wir weiter kucken.“ Sie musste es ja wissen. Denn sie war von den dreien die Längste. Der Weitblick der Höhe musste also zu ihrer Natur gehören. Darum sagte Silja auch „Psst“, als sie am Fuße der Leiter standen. Im angeordneten Schweigen hörten sie es auch: Oben waren Schritte zu hören, und jemand weinte. Dann tauchten Waden, Kniekehlen, ein Gesäß und ein Rücken oben auf der Leiter auf. Die Formation stieg herab. Beim Umdrehen merkte sie, dass sie im Kreise von drei neugierig blickenden Nymphen stand, die zu der

Formation sagten: „Guten Morgen, Anatol“. Über Anatols verweintes Gesicht huschte ein lächeln. Dann sprach er:

„Ich schreib mit dem Sproß einer Rose
als wärs eine Feder, aufs Blatt.
Ich wünschte, der Worte Gekose
machte dein Stirnrunzeln glatt.
Du runzelst die Stirn und nimmst Abstand
Unsre Nähe verblasst wie ein Traum,
der, wenns Erwachen grad stattfand,
nichts mehr ist als wehender Schaum.
Drum tauch ich den Sproß meiner Rose
in Tinte aus Tränen und Sand
und ich nehm aus der Tasche der Hose
und reich zum Vertragen die Hand“

Die Nymphen ergriffen teils seine Hände, teils sein Herz durch ihr Lächeln, und sagten, gemeinsames Werken werde die Freundschaft noch stärken.

Anatol Fabulirowitsch Poet erfindet den 5-Jahr-Plan

Satu hatte nach dem dem Verzeihen unvermittelt den Wunsch nach einem guten Frühstück. Es bestand aus einer Soljanka und ein paar Pellkartoffeln. „Kaffee, Quark und Eier müsst ihr euch denken, damit kann ich nicht dienen“, sagte sie nach der Zubereitung. Es war der zweite August 1751. Anatol sprach: „Ich muss etwas lernen. Und ich will mit euch zusammen bleiben. Jeder von uns soll sich entfalten können. Und nun müssen wir planen wie wir das machen. Ich schlage ein Zeitfenster von fünf Jahren davor, dann setzen wir uns jeder

ein neues Planungsziel.“
„Ich bestehe aber darauf, dass sich jeder sein eigenes Ziel setzt und alle vier Ziele dem Gemeinziel Freundschaft dienen“, sagte Ulrica. Silja und Satu applaudierten. Dann trennten sie sich bis zum Nachmittag, wenn die Schatten länger werden würden, um einander die gestellten Ziele zu nennen.
Anatol Fabulirowitsch sagte am Nachmittag: „Ich will von 1751 bis 1756 als Chronist dokumentieren, was uns auf Reisen begegnet, und einen Beruf erlernen, mit dem ich für Speise, Trank und Unterkunft sorgen kann.“
Silja sagte am Nachmittag: „Ich will von 1751 bis 1756 Wolle spinnen und stricken sowie Liköre, Säfte und Brotaufstriche herstellen und im Hofladen verkaufen.“
Satu sagte am Nachmittag: „Ich will von 1751 bis 1756 ans Theater gehen und dort Tanz, Gesang und Schauspiel lernen.“
Ulrica sagte: „Ich will von 1751 bis 1756 Hüte, Mäntel, Röcke und Zubehöre herstellen, reparieren oder entwerfen.“
Darauf legten sie alle ihre Hände übereinander und schwangen sie auf drei nach unten durch. Anatol Fabulirowitsch Poet und die drei Nymphen hatten gerade den Begriff Fünf-Jahr-Plan und den Vierer-Handschlag erfunden.

1751 bis 1756: Der Routen-Plan

Bis Ende 1751 hatten Anatol Fabulirowitsch Poet und die drei Nymphen vier Monate Zeit. Der Dichter vertrödelte sie mit einem Gedichtband, den er „Ganz & Gar vernymphtig“ nannte. Darin sind 14 Gedichte und beinahe ebensoviele Zeichnungen enthalten. Mit den Zeichnungen erprobte Anatol Fabulirowitsch Poet ein neu aufgekommenes Talent. Im Falle von befriedigenden Ergbenissen müsste er den einen oder anderen Lehrmeister wohl

überzeugen können, als Dokumentationszeichner und Reisebuchautor angestellt zu werden. Ende November 1751 war das Büchlein fertig. Anatol Fabulirowitsch Poet war den ganzen Advent über von einer weihnachtlichen Vorfreude gestimmt, die den Nymphen nicht verborgen blieb. Sie ihrerseits waren ebenfalls vorfreudig, denn auch sie konnten für Weihnachten mit einer ersten anteiligen Planerfüllung aufwarten. Silja hatte die Sanddornbüsche der Umgebung geerntet und die Früchte verarbeitet. Im Laufe von Oktober und November war es draußen schon recht feuchtkalt. Der kommende Winter deutete sich an. Anatol Fabulirowitsch Poet fiel plötzlich und unerwartet ein, dass er noch mit Brennholz Vorsorge treiben musste, damit sie im Winter nicht frören. Ulrica strickte vier Pullover und vier paar Socken. Sie wusste aus Erfahrung: Friert im Winter eine Nymphe, trägt sie an den Füßen Strymphe. Sie strickte für die Häupter Mützen, die würden gegen Kälte nützen. Mit Gesang, Balladen und mit Tanz gewann sie die Herzen von Bauern, vom Apotheker und sogar vom Pfarrer und vom Dorfpolizisten, wenn sie abends nicht alleine frieren wollten, sondern sich immer hochherzigere Versprechungen gaben, was im nächsten Jahr besser werden sollte und wie das Gemeinwohl in Ort und Land immer zuverlässigere interpersonelle Bindungen erhalten könnte. Der Dorflehrer Ignatius Pommeran schrieb alles auf und berichtete darüber in der Zeitung “ Die Gießkanne“.
Die Gießkanne“ erreichte auf verschlungenen Wegen eine Dorfschenke, in der sich Fabulier de Poesie und eine geheimnisvolle Schwedin freuten, Nachrichten von ihrem Sohn zu erhalten. Fabulier de Poesie sagte: „Darauf einen Henckel Trocken“. „Nein“, sagte die geheimnisvolle Schwedin, „hier passt besser Söhnlein Brilliant“. Fürst Metternich war noch nicht so weit.
Nach Weihnachten und Jahreswechsel nahm Anatol Fabulirowitsch

Poet Kontakt zu verschiedenen Lehrherren auf, indem er Briefe an sie schrieb. Gelehrte und Forschungsreisende waren darunter. Die Briefe schrieb er im Januar 1752, und zwar an:
Karl August von Bergen an der Frankfurter Viadrina. Der Botaniker war zu dem Zeitpunkt 48 Jahre alt.
Ludwig Christian Petzold in Wittenberg. Der Mediziner war zu dem Zeitpunkt 40 Jahre alt.
James Cook in England. Der Seefahrer war zu dem Zeitpunkt 36 Jahre alt.
Immanuel Kant in Königsberg. Der Philosoph war zu dem Zeitpunkt 28 Jahre alt und Hauslehrer auf dem Gut Gross Amsdorf bei Mohrungen.

Von Bergen antwortete nicht, weil er mit von Linne korrespondierte. Petzold antworte auch nicht, weil es ihm nicht gut ging. Kant konnte nicht antworten, weil der Brief transzendental verschwand. Nur Cook antwortete. Etwas launisch schrieb er: „Erfahrungen auf einem Fabulantenfloss reichen leider noch nicht, um eine Reise von der Größe der UNS Bevorstehenden für den Ruhm Englands und seines Königs Georg dem III. als Chronist zu begleiten. Ich nehme auch niemanden auf, dessen maritime Qualifikation darin besteht, das Entladen von Fischerbooten im Hafen beobachtet zu haben.“ Die Engländer hatten im 19 Jahrhundert offenbar ein sehr groß ausgeprägtes Selbstverständnis

Enttäuscht begann Anatol Fabulirowitsch Poet mit der Arbeit andem Erzählband „Murmeln in der Hosentasche“. Das sollten alles Erzählungen von essayistischer Tiefe werden, die sich im Kern immer darum drehten, wie die Jungs im Dorfe bunte Murmeln aus Glas anhäuften und nur der eine Junge, der sich immer

vorkam wie das Wildpferd in der Lippizanerherde, der bekam immer nur krümelnde Lehmkugeln. Bis er irgendwann dahinter kam, dass die Jungs mit den Glasmurmeln ihre Karrieren auch nur auf dem bunten Glanz von Schein und Etikette aufgebaut hatten. Sein Lehm aber war nachher die Grundlage für ein solides Heim. Wenn es auch nur eine Dorfschenke an der polnisch-litauischenGrenze war, wie die Schenke, die Fabulier de Poesie und die geheimnisvolle Schwedin betrieben. Die Karrieren der anderen blieben Murmeln in der Hosentasche, weil sie alle nur eitles Haschen nach Wind waren. Als Anatol Fabulirowitsch Poet nach einem Jahr Arbeit das Manuskript „Murmeln in der Hosentasche“ fertig hatte, schüttelten Silja, Satu und Ulrica betrübt ihre Köpfe. Nein, der Text überzeugte nicht. Obwohl Anatol ihn für ein Meisterwerk hielt. Aber er war doch im Jahre 1753 erst 22 Jahre alt uund hatte keinen Beruf gelernt, weil seine Bewerbungen alle abgelehnt worden waren. Nur ein etwas älterer Herr namens Ignatius Pomeran liess verlauten, dass er einen Assistenten suche, der Lesen, Schreiben und Denken konnte. er dürfe sich bei ihm frei entfalten, müsse sich aber verpflichten, das Lebenswerk des alten Mannes fortzuführen, welches in der regelmäßigen Publikation der Zeitung „Die Gießkanne“ bestand. Anatol Fabulirowitsch Poet bat die drei Nymphen, ihn zu Ignatius Pomeran zu begleiten, um bei ihm in den Tintenkleckserdienst zu treten. Begeistert sagten Silja, Satu und Ulrica ihre Teilnahme zu. Ignatius Pomeran fanden sie in Stettin, wo sie im Oktober 1753 mit einem löwenkopfförmigen Türklopfer an eine massive Metallbeschlagene Eichentür hämmerten. Es dauerte eine Weile, bevor die Tür geöffnet wurde. Ein korpulenter Herr von eher gedrungener Statur blickte neugierig auf die Ankömmlinge, die ihrerseits

neugierig auf den korpulenten Herrn mit gedrungener Statur blickten. „Herr Poet?“, fragte der Herr. Anatol Fabulirowitsch nickte mit zugeschnürter Kehle. „Sprechen müssen Sie aber schon können, wie wollen Sie sonst Fragen stellen oder Gespräche führen“ tadelte Ignatius Pomeran. Worauf Anatol Fabulirowitsch Poet einen biographischen Schwall von Lebensinformationen losließ. „Nicht alles auf der Schwelle, außerdem werden die Damen frieren“, sagte Ignatius Pomeran, bat sie herein und brachte es zustande, dass sich der Tisch in der Essdiele mit allerhand Speisen und Getränken füllte. Den Rest des Kennenlerngesprächs überliefert kein Tagebuch oder eine sonstige Erinnerung. Es muss aber stattgefunden haben, weil Anatol Fabulirowitsch Poet, die Nymphen Silja, Satu und Ulrica sowie der Lehrer Ignatius Pomeran sich in Stettin getroffen hatten. Und das war im Oktober als das so war, im Jahre 17-53, und dies ist völlig klar. Ignatius Pomeran sammelte alle Geschichten und Beobachtungen, die er teils selbst sah, teils von Reisenden hörte. Scherzhaft sagte er: „Ich will den Leuten und mir selbst die Welt durch das Feuilleton erklären.“ Da war Ignatius Pomeran seiner Zeit weit voraus, denn das Feuilleton als journalistische Darstellungsform kam erst zirka 100 Jahre später in die publizistische Modewelt der Zeitungen. Einer ihrer ersten Schneider soll Heinrich Heine gewesen sein. Daran erkennt man, dass Geschichte immer auf etwas aufbaut, was vorher war. Nur am Anfang der Zeit gab es keine Geschichte. Aber wann soll das gewesen sein? Tröstlich ist hier der Prediger Salomon:

„Was geschehen ist, war schon vorher da, und was geschehen wird, ist auch schon geschehen. Gott sucht das Verschwundene wieder hervor.“

Kein Wunder, dass der Prediger resummiert: Das Größte, was ein Mensch zustande bringen kann, ist Freude, die er empfindet an seinem Tun. Damit aber jeder sich freuen kann, darf keiner etwas tun, was einen anderen nicht freut. Im Sommer 1785 - also in etwa 30 Jahren - würde Anatol Fabulirowitsch Poets Berufskollege Friedrich Schiller aus diesem und anderen Gründen eine Ode an die Freude dichten, die noch nach weiteren 235 Jahren, im Sommer 2020, mit jubelnden Worten ruft: *„Freude, schöner Götterfunken...“*. Anatol Fabulirowitsch Poet wäre 1785 48 Jahre alt. Schiller , geboren im November 1759, wäre 1785 26 Jahre alt. Im Grunde war Anatol Fabulirowitsch Poet 27 Jahre alt, als Schiller geboren wurde. Er hätte sein Vater sein können, wenn nicht die Namen der Eltern von Friedrich Schiller zweifelsfrei urkundlich dokumentiert wären. Außerdem war die Entfernung von Stettin nach Schwaben zu groß, um anzunehmen, Anatol Fabulirowitsch Poets Lebensbahn könnte sich mit der von Elisabeth Dorothea Kodweiß, verheiratete Schiller, berührt haben in der Weise, dass Christoph Friedrich Schiller, damals noch ohne jegliche Ode auf den Lippen, das Licht der Welt erblickt hatte. In diesem Punkt ist sich die Literaturgeschichte bezüglich Schiller einig. Es kann auch vermutet werden, dass Silja, Satu und Ulrica das ihrige taten, um Anatol Fabulirowitsch Poet von anderen Frauen fern zu halten. Sie hielten ihn aber nicht davon ab, Reisepläne zu schmieden und Dichter, Forscher, Staatsmänner, Handwerksmeister und Theologen kennenzulernen, um sich selbst Wissen zu erwerben, welches er weitergeben konnte. Denn der Sinn einer Staffel ist nicht, den Stab in die Hand zu bekommen, sondern ihn weiterzugeben. Aber zuerst blieben sie alle bei Ignatius Pomeran im Dienste seiner Zeitung „Die Gießkanne“.

1756 bis 1761: Der Netzplan

Anatol Fabulirowitsch Poet und die Nymphen Silja, Satu und Ulrica planten für die Zeit von 1756 bis 1761 folgende Reisen und Besuche: Nach Weimar, weil sie von Herzogin Anna Amalias Musenhof gehört hatten. Dort wollte Anatol Fabulirowitsch seine dichterischen Fähigkeiten entfalten. Silja, Satu und Urica hätten sich mit Tanz, Schauspiel und Gesang in den Herzen des Publikums und vielleicht auch der Herzogin etablieren können. Eine musische Herzogin, die ihr Herz einer einer Poesietruppe öffnet, öffnet womöglich auch ihre Schatulle ein Stück weit, so dass der Künstlertrupp nie mehr im Dunkeln frieren muss, ohne zu Hungern. Danach wollte er sich in Sachsen, das heißt Dresden, umsehen, weil die geheimnisvolle Schwedin, die Anatols Mutter war, öfter von Dresden und „Leuten von da“ erzählt hatte. Silja, Satu und Ulrica fanden den Dresdener Gedanken nicht so gut. Mädchen, die auf Bäumen wachsen, waren sie als Nymphen schließlich ein Stück weit selbst. Nur ihre Sprache war lieblicher.
„Aber denkt auch an die Gießkanne“, sagte Ignatius Pomeran zum Abschied, nachdem er ihnen den Reisesegen gespendet hatte. Das brachte Anatol Fabulirowitsch Poet auf die Idee sich bei seiner Umschau im Lande mit den Namen von Zeitschriften, Publikationen, Druckereien und Flugblättern zu befassen und der Publikative beim Entstehen neugierige Blicke zu gönnen. Und wer weiß vielleicht ergäbe sich ja auch eine Art Einkommen daraus. Erfahrungen aus seiner Zeit bei Ignatius Pomerans Gießkanne hatte er ja.
„Spannendes Pensum für die nächsten fünf Jahre“, pflichteten ihm Silja, Satu und Ulrica bei, als er ihnen auf einer Schiffsreise von Stettin nach Greifswald auseinander setzte, welche Pläne er mit ihnen gemeinsam umzusetzen gedächte.
„Aber ich will es nur gemeinsam mit Euch.“ In Greifswald kam

die Stettiner Tjalk mit der Reisegesellschaft ziemlich planmäßig an. Nur das Weiterkommen gestaltete sich als unerwartet schwierig. Anatol Fabulirowitsch Poet befand: „Schön ist es hier nicht. Aber wie kommen wir hier weiter?“ Silja sagte: „Wenn Du irgendwo aufgehalten wirst, musst Du das Beste draus machen, darfst aber nie das Beste für das Maß aller Dinge halten. Denn es ist nur ein Überbrückungs-Teilplan Deines Großen Planes.“ Ulrica nickte, Satu runzelte die Stirn, Anatol schwieg. Dann sagte Satu: „Geh doch zur Uni, lern doch bisschen Geschichte. Dauert nicht ewig und zur Überbrückung taugts.“ „Und vielleicht lernst du was über die Zeit deines Herrn Vaters und deiner Frau Mutter.“ Hochachtungsvoll lächelte Anatol Fabulirowitsch Poet die ihn begleitenden drei Nymphen an.

Die ersten fünf Jahre überbrückte das Quartett in Greifswald so:. Sie betätigten sich studentisch, tagelöhnernd und sportlich. Manchnal zofften sie sich und manchnmal feierten sie etwas, nämlich das Leben. Aber es war nicht das, was Anatol Fabulirowitsch gefiel und was Silja, Satu und Ulrica bewundern wollten. Danach wollten sie Greifswald verlassen, aber sie fanden den Weg nicht. Sie kamen nach Stralsund und nach Dersekow, nach Altefähr und Richtung Franzburg, auch von Pustow nahmen sie Kenntnis, aber sie fanden nie einen Weg nach Dresden, wo auch ein ungelesenes Kapitel Geschichte in einem sicherlich verstaubten Bücherregal wartete. Sie machten zwar noch ihre Pläne, aber sie hatten nicht mehr genug Brimborium, um die Herzen, Köpfe und Reisetaschen damit zu füllen. Fünf Planeinheiten vergingen. Ihre Prämisse war jeweils: Wenn wir erst mal nach Strelitz, Weimar, Dresden oder Quedlinburg kommen, dann wird ein Wunder geschehen und es werden Träume wahr.

1761 bis 1798: Von Copyplan bis Weimarplan

Aber es wurden keine Träume wahr. Der Copy-Plan wurde nicht wahr, in dem sich Anatol Fabulirowitsch privat mit den Arbeitsaufgaben befassen wollte und einem solchen Tagesdienstablaufplan, wie die angestrebten, aber stes verwehrten Berufe es erfordert hätten. Er lernte: er hätte gekonnt, wenn man ihn gelassen hätte. Der Plan B misslang, den man immer haben muss, weil auf ihm die übrigbleibenden Wege verzeichnet sind. Der Fernreisenplan hätte sogar Alexander von Humboldt ein bisschen die Tünche vom Ruhm gekratzt. Außerdem sagte Satu: „Ich weiß nicht: Zuweit weg von zu Hause ist auch nicht schön. Man braucht doch etwas Vertrautes: Den Duft von Gräsern, die Wärme des Windes, und die blöden Mücken, ohne die einem dann doch was fehlen würde, wenn es sie nicht gäbe.“.Silja sagte weise: „Dann bleiben wir im Lande und nähren uns redlich.“ Anatol sagte: „Ich möchte aber gerne noch Weimar.“ Ulrica sagte: „Frauenplan streichen wir, wir haben ja uns. Aber Nachlass ist gut. Es soll ja ein Denkmal an uns alle bleiben.“

In der Zwischenzeit blieben sie in Greifswald und sagten sich in den trüben Stunden: „Aber einmal, wenn wir hier wegkommen, dann reisen wir nach Weimar.“ Es vergingen noch viele Jahre und trübe Stunden, bis sie im Oktober 1798 tatsächlich Weimar erreichten, dort in einem Hotel abstiegen und den Abend im neu eröffneten Schauspielhaus verbrachten, wo der damals 39jährige Friedrich Schiller die Spielsaison mit „Wallensteins Lager“ eröffnete. Der 66jährige Anatol Fabulirowitsch Poet lauschte hingerissen dem Sprachrhythmus und der Gedankentiefe in Schillers Werk. Schiller erklärte gerade dem Publikum, was es gleich zu sehen bekäme, und hier, in der neu eröffneten Schaubühne, denn sie sei

“... der alte Schauplatz noch
die Wiege mancher jugendlicher Kräfte,
die Laufbahn manches wachsenden Talents“ [Schiller]

Hier seufzte Anatol Fabulirowitsch tief und dachte bei sich: Dann ist es mit 66 nicht zu spät, um

„mit warmen Trieb und Eifer ausgebildet
die alten Träume zu erfrischen
und sich auf diese Weise zu verjüngen [A.F.P.]“

Weiter kam er nicht, denn Schiller sprach gerade:

Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende
wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn
und um der Menschheit große Gegenstände ,
um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen
jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
auch höhern Flug versuchen, ja sie muß
soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.“ [Schiller]

„Excelsior“, flüsterte Anatol Fabulirowitsch.
„Wie bitte“, fragte Satu schläfrig. Sie schlummerte an Anatols Schulter, weil sie müde von der Reise war. „Nichts“, sagte Anatol. Satu schlummerte weiter. Silja beäugte die Damen im Glanze ihrer Kostüme und Schmuckstücke. Ulrica versuchte Schillern zuzuzwinkern, aber der reagierte nicht. Keiner entdeckte Goethe im Gewimmel. Doch er musste dort gewesen sein, denn Schiller sagte:

„Ein edler Meister stand auf diesem Platz
euch in die heitern Höhen seiner Kunst
durch seinen Schöpfergenius entzückend.
Oh möge dieses Raumes neue Würde
die Würdigsten in unsre Mitte ziehen“ [Schiller]

„Ihn“, fühlten Silja, Satu und Ulrica „Ihn“ sollte dieses Raumes neue Würde als einen Würdigen in die Mitte zwischen Meistergenius und Friedensdichter ziehen. „Ihn“ aber seufzte und gedachte nicht gereifter Blütenträume. „Ihn“ dachte mit seinen 66 Jahren: Hättste man, ach. Aber würde sich dadurch wirklich etwas geändert haben? Schiller sagte gerade:

„Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
wenn das Gebild des Meißels, der Gesang
des Dichters nach Jahrtausenden noch leben“ [Schiller]

Anatol Fabulirowitsch Poet seufzte noch einmal tief. Satu kuschelte sich fester an seine Schulter. Silja nahm seine linke Hand in ihre Hände, welche kalt waren, denn es war Oktober und das Theater nicht beheizt. Ulrica schaute hin und lächelte.

„Oh möge dieses Raumes neue Würde
die Würdigsten in unsre Mitte ziehen“

1798 bis 1801: Der Friedenslehrplan

Man sagt ja gerne mal, der Morgen sei klüger als der Abend. Aber A.F.P. zufolge ist diese Aussage viel zu allgemein. Der Künstler und die drei Nymphen saßen lächelnd und strahlend beim Frühstück. Es gab Kaffee, Rührei mit Schnittlauch, Quark mit Kräutern, Wasser mit Zitronen aus der 1798er Ernte aus dem Gewächshaus des Schlosses Belvedere. Leider ist der Beleg nicht auffindbar, so dass man im Weimarischen Staatsarchiv und im Goethe-Schiller-Archiv die entsprechenden Eintragungen Friedrich Justin Bertuchs nicht finden kann. Aber was abwesend ist, muss ja vorher anwesend gewesen sein, sonst hätte es ja nicht verschwinden können. Was zu beweisen war.
Anatol Fabulirowitsch Poet blinzelte in das milde Licht des Altweibersommers. „So, liebe Gefährtinnen, ich rufe jetzt die Kutsche. In etwa einer Stunde fahrn wir wieder nach zu Haus“. „Ich muss noch mal kurz weg“, sagte Ulrica. Anmutig erhob sie sich und verschwand in den Gassen Weimars. Am Frühstckstisch wurde es hektisch. Kellner räumten das Geschirr ab, Pagen flitzten zu den Zimmern, um Gepäck zu holen und jeder fragte jeden, ob niemand etwas vergessen habe. „Wo bleibt denn Ulrica?“, fragte Anatol nervös, nachdem der Kutscher zu dritten Mal gefragt hatte: „Könn wa denn los?“. „Ich geh sie mal suchen“, sagte Satu. „Nein, bleib hier. Sonst müssen wir noch euch beide suchen. „Ich will nüscht sagen“, sagte ein Page, „aber mir ist es so, als ob dort Euer fehlendes Kleeblatt herbei eilt.“ Von Ferne sahen sie, näherkommend, ein Hütchen auf blondem Haar. Bänder flatterten im Wind, von dem niemand zu sagen wußte, ob es der Laufwind war, den Ulrica selbst verursachte, oder ob sich doch ein herbstlich Lüftchen regte. Völlig aus der Puste sagte Ulrica mit strahlenden Lächeln: „Ich hab dir etwas mitgebracht, lieber Anatol, und

dann konnte ich nicht wiederstehen, mir dieses Hütchen zu

kaufen, aber ich musste doch warten, bis der Laden aufmachte. Naja, da hats eben etwas länger gedauert. Weil doch die Hutmacherin nicht vor dem Frühstück mit der Arbeit anfängt.“ Ulrica übergab Anatol eine Lederhülle. Wenn man sie öffnete, waren auf allen Seiten nur geographische Karten zu sehen. „Oh, ein Atlant, ein Atlant“, staunte Anatol Fabulirowitsch. „Atlas“, korrigierte der Kutscher halblaut, „Atlas.“ Dann sprachen die Pferde ein Machtwort, indem sie mit den Hufen scharrten. Jahrzehnte später würde es auf Bahnhöfen heißen: „Einsteigen, bitte, und Vorsicht bei der Abfahrt des Zuges.“ Ein Spruch, bei welchem niemand ahnt, dass er auf zwei leicht ungeduldige Pferde vor einer Kutsche mit einem Poeten und drei Nymphen sowie einem Kutscher zurück geht.
Dank des Atlasses fand der Kutscher den Weg von Weimar in ein kleines Dorf an der polnisch-litauischen Grenze. Anatol Fabulirowitsch Poet freute sich auf ein Wiedersehen mit Fabulier de Poesie und einer geheimnisvollen Schwedin. Die kleine Dorfschenke stand noch da und war hübsch zurecht gemacht, wie für einen Empfang. Aber Anatol Fabulirowisch Poet erfuhr zu seiner Trauer und zur Enttäuschung von Silja, Satu und Ulrica, dass Fabulier de Poesie jetzt im Himmel Quasselabende mit Brimborium abhielt. „Seien Sie nicht traurig, Anatol Fabulirowitsch“, sagten die neuen Betreiber der Dorfschenke. „Euer Vater ist jetzt Geschichtsberater. Er trifft dort die, die alles zu verantworten haben, was in Unfrieden über die Menschen kam. Jetzt aber sind sie alle bereit, sich selbst zu hinterfragen und vielleicht im Laufe kommender Ewigkeiten in der göttlichen Zeitlosigkeit am Weltfrieden mitzuarbeiten.“
„Da brauchen sie aber jemanden, der davon auf Erden berichtet“, flüsterte Anatol Fabulirowitsch, denn er hatte

einen Kloß im Hals und konnte gerade nicht klar sprechen.
„Habt Ihr nicht die Zeitung Gießkanne gemacht?“, fragten die Wirtsleute. Ohne auf die Bestätigung der Frage zu warten, fügten sie ihre Schlussfolgerung hinzu:
„Dann macht doch, Anatol Fabulirowitsch, einfach weiter mit der Gießkanne. Schreibt über die Brimborien des Friedens, durch die der Frieden in all seinen Facetten immer wieder für eine Überraschung gut ist.“
„Oh ja“, jubelten Silja, Satu und Ulrica.
„Redaktionsplanung als Friedenslehrplan“, flüsterte Anatol Fabulirowitsch, denn der Kloß im Hals war noch nicht kleiner geworden.
„Wohnen könnt Ihr natürlich im Hause Eurer Eltern“, sagten wie Wirtsleute.
Von da an kümmerte sich Anatol Fabulirowitsch Poet nur noch um „Die Gießkanne“. Woche für Woche schrieb er Artikel darüber, wie die gesellschaftliche Entwicklung Europas immer wieder auf neue Konflikte zusteuerte, statt das humanistische Ideal der Weimarer Klassik zu verwirklichen. Stets leitete ihn das Geschichtsbild, welches eine einzige Theaterbegegnung mit Schiller ihm, Anatol Fabulirowitsch Poet, entwarf. Ohne Schillern persönlich gesprochen zu haben, verinnerlichte Anatol Professor Friedrich Schillers Ansichten zur Geschichte. Er verfaßte bis 1801 einen Friedenslehrplan, der noch heute von den meisten Bildungseinrichtungen abgelehnt wird, weil der Zeitgeist mal wieder ein Faible für Säbelrasseln hat. Unter dem Einruck von Friedrich Schiller begann Anatol Fabulirowitsch Poet mit Schillers Trilogie „Wallenstein“. Er sammelte zunächst alle friedenssehnsuchtsvollen Zitate aus Wallensteins Lager, Die Piccolomini und Wallensteins Tod. Daraus leitete Anatol Fabulirowitsch Thesen ab, warum Kriege immer wieder eine verbrecherische Eigendynamik entwickeln, so dass es keinen gerechten Krieg geben kann. Nicht einmal in der

Form von Kirchenvater Augustinus, der einen Krieg als gerecht betrachtet haben soll, wenn er einzig der Wiederherstellung von Gottes Ordnung dient. „Man soll nur so jemandem gestatten, über das Leben andere Menschen zu entscheiden, der sein eigenes Leben nur sich selbst zu verdanken hat“, kommentierte Anatol Fabulirowitsch. „Frieden bewältigt Konflikte auf spielerische Art in theatralischer Folgenabschätzung“, erkannte er. „Wenn einer fragt: und was ist, wenn? - dann sage man : Wir spielen das mal durch.“
Außerdem entwickelte er eine Vorliebe für Apfelmus, Sanddornsaft und Quittengelee. Denn der Kloß im Hals, der dort seit dem Tod von Fabulier de Poesie und der geheimnisvollen Schwedin hockte, wich nicht und ließ keine anderen Speisen und Getränke durch. Woche für Woche schrieb er eine Ausgabe der Gießkanne nach der anderen. Silja, Satu und Ulrica spürten, dass Anatol Fabulirowitsch Poet zumehmend wortkarg wurde. Am 16. Dezember 1809 las Anatol Fabulirowitsch die neue Gießkanne zur Kontrolle des Inhaltes noch einmal durch. Dann lehnte er sich zurück, trank ein Glas Sanddornsaft und flüsterte: „Die Freundschaft ist ein größrer Wurf als Forschungsruhm und Gutsbesitz.“ Was Silja, Satu und Ulrica darauf sagten, hörte der 77jährige Dichter nicht mehr. Im erloschenen Blick seiner Augen glitzerte der verbliebene Rest der nichtgeweinten Tränen.

Anhang

JAHR	GEBURTSTAGS-KIND	STERBEJAHR	ABBILDUNG
09.09.1585	Armand Jean du Plessis de Richelieu	04.12.1642	
12.04.1670	August der Starke	01.02.1733	
09.06.1672	Peter der Große	08.02.1725	
1710.1680	Anna Constantia Gräfin Cosel	31.3.1765	
17.06.1682	Karl der XII	30.11.1718	
11.08.1704	Karl August von Bergen	07.10.1759	
02.04.1712	Ludwig Christian Petzold	1776	
24.01.1712	Friedrich der Große	17.8.1786	
22.04.1724	Immanuel Kant	12.02.1804	
07.11.1728	James Cook	14.02.1779	
22.01.1729	Gotthold Ephraim Lessing	15.02.1781	
24.10.1739	Anna Amalia	10.04.1807	
04.02.1740	Carl Michael Bellmann	11.2.1795	
25.08.1744	Johann Gottfried Herder	18.12.1803	
30.09.1747	Friedrich Justin Bertuch	03.04.1822	
28.08.1749	Johann Wolfgang von	22.03.1832	

	Goethe		
10.11.1759	Friedrich Schiller	09.05.1805	
30.04.1790	Karl Wilhelm Freiherr von Willisen	25.02.1879	
1808	Jules Guillaume Fick	1877	
15.01.1814	Pierre Jules Hetzel	17.3.1886	
01.04.1815	Otto von Bismarck	30.07.1898	
28.11.1820	Friedrich Engels	05.08.1895	
04.06.1822	Franz Gustav Duncker	18.06.1888	
08.02.1828	Jules Verne	24.03.1905	
08.05.1828	Henry Dunant	30.10.1910	
09.09.1828	Lew Tolstoi	20.11.1910	
21.10.1833	Alfred Nobel	10.12.1896	
09.06.1843	Berta von Suttner	21.06.1914	
03.09.1859	Jean Jaures	31.07.1914	
14.01.1875	Albert Schweitzer	04.09.1965	

Literatur

Immanuel Kant, „Der dritte Definitivartikel zum ewigen Frieden“
Gotthold Ephraim Lessing, „Nathan der Weise“
Georg Piltz, „August der Starke“
Friedrich Schiller, „Wallensteins Lager“
Friedrich Schiller, „Die Piccolomini“
Friedrich Schiller, „Wallensteins Tod“
Friedrich Schiller, „Was heißt und zu welchem Zweck studieren wir Universalgeschichte?“
Johann Gottfried Herder, „Lieder aller Völker und Zeiten“
Albert Schweitzer, „Die Lehre der Ehrfurcht vor dem Leben“
Lew Tolstoi, „Krieg und Frieden“
Lew Tolstoi, „Der wilde Kaukasus“
Henry Dunant, „Erinnerungen an Solferino“, Druckerei von Jules Guillaume Fick, Oktober 1862, Genf
Yvonn Steiner, „Henry Dunant. Biographie“, Appenzeller Verlag, Herisau 2010
Friedrich Engels, „Der Rhein wird auch am Po verteidigt“, Druckerei Franz Duncker, Berlin 1859
Klaus Naumann, in: Naumann-Papier. November 1991
Volker Rühe, „Verteidigungspolitische Richtlinien“, 1992
Karl Wilhelm von Willisen, „Der Italienfeldzug von 1848“, Duncker und Humbloth, Berlin 1849
Bayrisches Jugend-Rotkreuz, „Rot-Kreuz-Spaziergang“, München 2016 (PDF-Datei von www.jrk-bayern.de)